

Ist mir ein Wort, daß sie dich freuten,
Ein stummes Beist, daß sie dich erwählten.
Und sollt' ich nach dem hellen Ruhme
Mich manchmal auch am Wege bücken,
So will ich mit der schönsten Blume
Nur, Freundin, dir den Busen schmücken.

Lenau.

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfunden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat Niemand mich wie du verstanden.

Des Herzens Klagen, heiß und innig,
Die, Lied geworden, ihm entklangen,
Hat deine Seele, tief u. sinnig,
Getreuer als mein Lied empfangen.

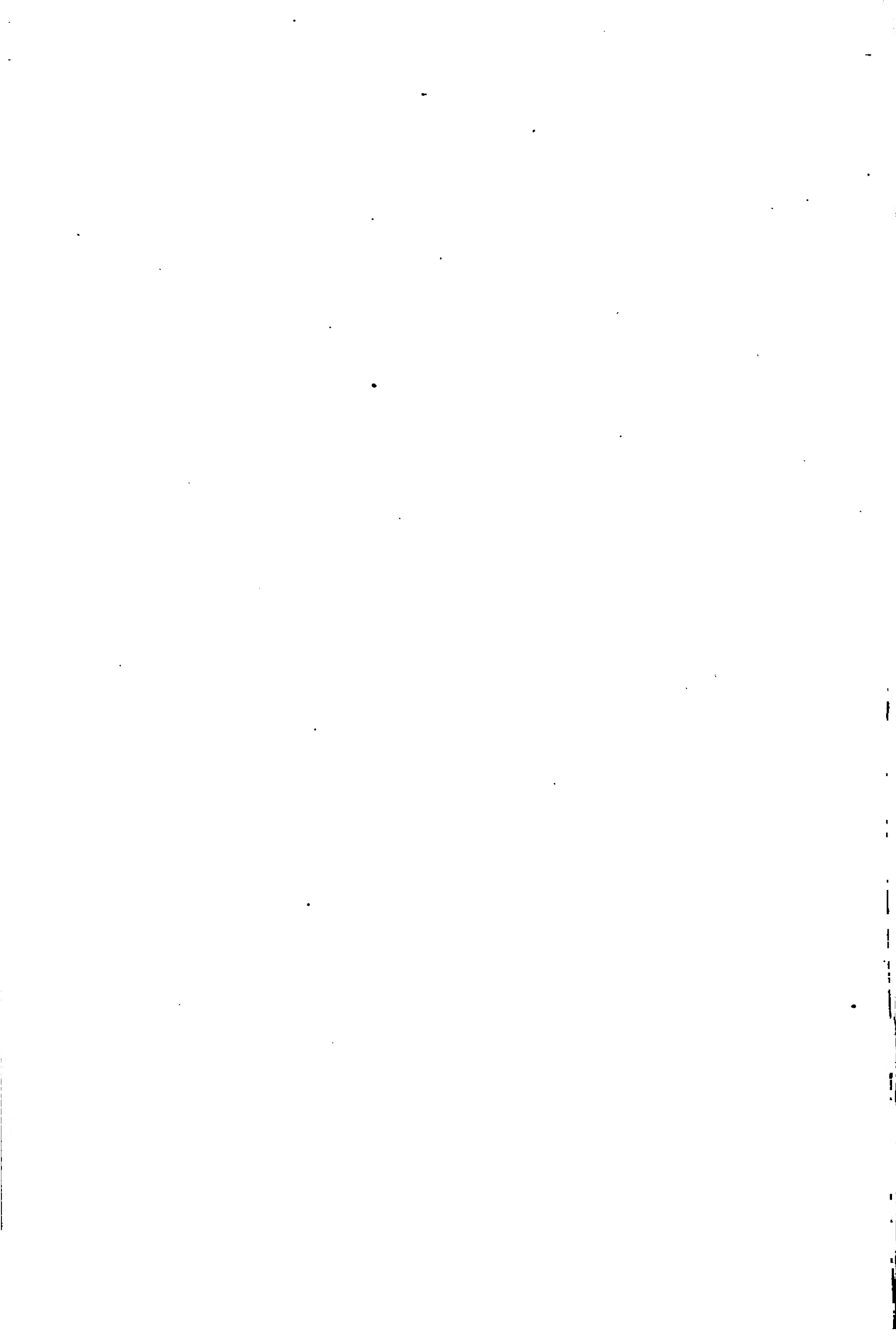
Die Schauer, die mein Herz durchwehten,
Die [illegible] meinem Sange,
Sie sprachen, zitternde Propheten,
In deines Wortes süßem Klange.

Und durft' ich ahnend in den Bronnen
Des göttlichen Gedankens sinken,
So sah ich klar die dunklen Wonnen
In deinen schönen Augen winken.

Der Himmel thaut in finstern Hainen
Zum Lied der Nachtigallen nieder,
Und deine Augen sah ich weinen
Herab auf meine bangen Lieder.

Dein ist mein Herz, mein Schmerz dein eigen,
Und alle Freuden, die es sprengen,
Dein ist der Wald mit allen Zweigen,
Mit allen Blüthen u. Gesängen.

Das Liebste, das ich mag erbeuten
Mit Liedern, die mein Herz entfühlten

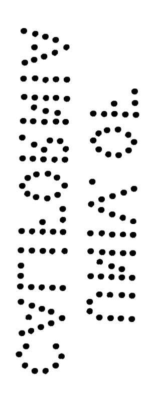


Meiner theuren Freundin
M. B. Treat
Ihr Otto Lasius.
Jan. 1885.

Gedichte

von

Heinrich Leuthold.





H. Leuthold

Lichtdruck von Römmler & Jonas in Dresden

Gedichte

von

Heinrich Leuthold.



Dritte vermehrte Auflage.

Mit Porträt und Lebensabriß des Dichters.



Frauenfeld.
Verlag von J. Huber.
1884.

Gedichte

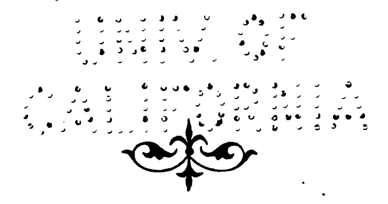
von

Heinrich Leuthold.



Dritte vermehrte Auflage.

Mit Porträt und Lebensabriß des Dichters.



Frauenfeld.
Verlag von J. Huber.
1884.

Zu Neujahr 1879 erschien die erste Auflage dieser Gedichte, welche den Namen ihres Urhebers, Heinrich Leutholds, sogleich weit über die Grenzen der Schweiz hinaustrugen. Bis dahin war die Familie Leuthold hauptsächlich aus dem „Wilhelm Tell" bekannt gewesen; man gestand sich, daß das Talent, die Leute zum Hutabziehen zu nöthigen, sich von Ahn zu Enkel fortgeerbt habe und erinnerte sich zugleich, dem überaus formgewandten Poeten früher schon als Uebersetzer französischer Lyrik begegnet zu sein. Es wurde zunächst nach den üblichen Personalien geforscht und da bekam man sehr trübselige Dinge zu hören: der Dichter all' dieser schönen Sachen sitze im Züricher Irrenhause, wahnsinnig und von einer unheilbaren Brustkrankheit befallen. So war es in der That, und ein Kritiker hatte sogleich das Wort in Bereitschaft: die Trias Hölderlin, Lenau und Leuthold sei nun leider complet. Der Vergleich mit Waiblinger wäre passender gewesen. Nach einem halben Jahre erfuhr man den Tod Leutholds.

Es war eine verhängnißvolle Mischung, Edles und Unedles grell neben einander: eine Natur von unbändiger Kraft, welche zu Ausschreitungen drängte, eine glücklose Jugend, frühe Verbitterung, stachelnder Neid auf Glück und Erfolg falscher Größe, auf die mit grimmiger Verachtung herabgesehen wurde, das nagende Gefühl halber Talente, herbes verschlossenes Mannesalter, oft selbst verschuldete Noth; — daneben aber, wenn die Stunde gut war, ein Herz voll Liebefähigkeit, „ein Auge, lechzend nach allem Schönen und eine Seele voll Wohllaut."

Die Familie Leutholds stammt aus Schönenberg, unweit des Züricher Sees nach der Grenze zum Kanton Schwyz hin gelegen.

Es lastete wie das fluchvolle Fatum einer Schicksalstragödie auf vier Brüdern: jeder von ihnen hat auf verhängnißvolle Weise geendet.

Heinrich Leuthold wurde am 9. August 1827 in dem Züricher Dorfe Wetzikon geboren. Trotz der unseligen Familienverhältnisse erhielt er eine ordentliche Schulbildung. In der ziemlich farblosen und vielfach richtig zu stellenden autobiographischen Skizze (abgedruckt in Paul Lindau's „Nord und Süd" XIII, 387 ff.) schreibt er dem damaligen Sekundarlehrer und späteren Regierungsrathe K. Sieber die erste Förderung seiner poetischen Neigungen zu; lebhaft erinnert er sich der zündenden Wirkung, welche außer Schiller, Goethe und Lenau die Lektüre von Herweghs Gedichten auf ihn übte. Nach einer unter dem Druck materieller Sorgen mühsam erworbenen Vorbildung für den Universitätsbesuch bezog Leuthold nach einander alle drei schweizerischen Hochschulen, indem er die Jurisprudenz zum Brotstudium wählte, daneben aber namentlich philosophische und Litteraturcollegien hörte. An der Berner Universität wirkte Ludwig Seeger anregend auf ihn; noch entscheidender war der Einfluß Wilhelm Wackernagels und Jakob Burckhardts in Basel. Zu einem geordneten Abschluß seiner Studien kam Leuthold niemals. Dem ruhelosen Wandertrieb und einer mächtigen Leidenschaft hingegeben, wandte er sich zu Anfang der Fünfzigerjahre nach der französischen Schweiz, nach Lausanne und Genf, von da nach Südfrankreich und Italien, wo er sich seine Vertrautheit mit der neueren französischen und italienischen Litteratur erwarb. Eine pädagogische Stellung, von der in der erwähnten Skizze die Rede ist, hat er aber weder dort, noch sonst je bekleidet. Im Herbst 1854 weilte er in Chambery, im darauffolgenden Winter in Turin, im Sommer 1855 in Genua. Aus dieser Zeit stammen außer den Uebertragungen, die zum Theil in die „Fünf Bücher französischer Lyrik" übergegangen sind, zahlreiche eigene Gedichte. In San Girolamo bei Genua ist der Liedercyklus „von der Riviera" entstanden. Die Stadt war um jene Zeit menschenleer und

von Fremden gemieden, da eine Choleraepidemie nachwirkte; und Leuthold schilderte oft den schauerlichen Eindruck, den ihm bei seinen nächtlichen Spaziergängen das dumpfe Rollen der Todtenwagen verursachte. Sonst war das Leben sehr herrlich. Der Dichter streifte die Küste entlang, die Abende verbrachte er im Kaffeehause oder er spielte mit einem alten Schiffskapitän oft bis zum Tagesgrauen Schach.

1857 siedelte Leuthold nach München über, entschlossen, sich ganz dem litterarischen Beruf zu widmen. Von da an ist die bairische Residenz seine zweite Heimat geworden. Emanuel Geibel und Paul Heyse nahmen sich des jungen Mannes an und haben ihm bis zum Grabe die edelste Theilnahme erzeigt. In der Dichtergesellschaft „Krokodil" trug der „Alligator" nur selten Etwas und fast bloß Uebersetzungen vor. Lange Zeit war er der auserlesenen Tafelrunde ein lieber Geselle und wirkte durch sein originelles, kaustisches Wesen erfrischend und erheiternd. Seine Reden pflegten mit Schmeicheleien zu beginnen und mit Grobheiten zu enden; man lachte über beides. Er war der mephistophelische Schalk und hatte die Freiheit der Pritsche. Die Satire bildete einen Grundzug seines Wesens. Die alten „Krokodile" erinnern sich, wie Leuthold bei ihren Festmahlen von Stuhl zu Stuhle gieng, um den Fröhlichen irgend einen Dorn in's blühende Fleisch zu setzen. Allein mehr und mehr erlangte der Dämon in ihm das Uebergewicht und er entfremdete sich manchen wohlmeinenden Freund. Außer mit Geibel und Heyse verkehrte er eine Zeit lang namentlich mit Wilhelm Hertz, Adolf Wilbrandt, Hans Hopfen, Hermann Lingg, Julius Grosse u. s. w. Er war vorwiegend kritisch thätig und beschäftigte sich mit Recensionen, Theater- und Kunstkritiken. Daneben erregte die Gründung des Nationalvereins und die politische Bewegung in Deutschland sein Interesse und als im Jahre 1861 das erste größere Organ der nationalen Partei in Süddeutschland, die „süddeutsche Zeitung" unter Karl Braters Leitung gegründet wurde, betheiligte sich auch Leuthold

an dem Unternehmen; gemeinschaftlich mit Adolf Wilbrandt arbeitete er am Feuilleton und politischen Theile des Blattes mit, vertrat vorübergehend wohl auch den Chefredaktor und siedelte auf den Wunsch Braters 1862 mit der Zeitung nach Frankfurt über. Ein schmerzvolles Ereigniß traf ihn im November jenes Jahres: sein jüngster und letzter Bruder, Gotthilf Stößel, an dem er mit rührender Liebe hieng, wurde in München bei einer nächtlichen Rauferei von einem Handwerksgesellen dergestalt verwundet, daß er bald darauf starb. Leuthold ergab sich einem maßlosen Schmerz. Wilhelm Hertz, damals Docent an der Universität, erzählte mir, wie Leuthold einige Tage nach dem Begräbniß des Bruders in die Vorlesung über deutsche Heldensage gekommen und bei der Schilderung von Beowulfs Bestattung in lautes Weinen ausgebrochen sei. Auf diesen Bruder bezieht sich das XIV. Ghasel in den Gedichten; Leuthold wußte es noch im Irrenhause aus dem Gedächtniß herzusagen und fragte jedesmal, ob nicht Gotthilf ein gar schöner Name sei. Die Stelle in Frankfurt gab er auf und reiste mitten im Winter zu Fuße nach der Schweiz, wo der erste Ausbruch einer Lungenkrankheit erfolgte. Noch einmal übernahm er, im December 1864, die Redaktion eines national-fortschrittlichen Blattes, diejenige der „Schwäbischen Zeitung" in Stuttgart, aber schon im Februar des nächsten Jahres löste sich das unerquickliche Verhältniß. Dort gewann er namentlich die Freundschaft Moritz Hartmanns. Was den Publicisten Leuthold angeht, war derselbe wohl von gut deutsch-nationaler Gesinnung und scharfem politischen Urtheil, aber das alte Wort, daß der Zeitungsschreiber gar oft ein Mensch ist, der seinen Beruf verfehlt hat, strafte auch er nicht Lügen. Zur raschen journalistischen Thätigkeit war er ungeeignet: so peinlich er an seinen Gedichten, ja sogar an gewöhnlichen Briefen feilte, ebensosehr quälte er sich mit der Form seiner Artikel und wenn ihm dieselbe endlich genügte, sah er nicht selten sein Geschriebenes veraltet. Dieses zweckwidrige Bemühen nach

stilistischer Abrundung brachte seine Chefs und Verleger oft zur hellen Verzweiflung. Mit Gott und Welt zerfallen, suchte er die Gesellschaft der biedern Stuttgarter Weingärtner und declamirte in ihren Kneipen dem staunenden Volke seine Gedichte. Im Winter 1865 kehrte Leuthold nach München zurück und gab sich in tiefster Zurückgezogenheit der längst empfundenen, aber in seiner Studienzeit nur mangelhaft befriedigten Neigung nach einer gründlicheren Kenntniß der Litteratur der Alten hin; er las besonders Aeschylos, Sophocles und Homer und unter dem frischen Eindruck der „Ilias" schrieb er sein episches Gedicht „Penthesileia" und die Rhapsodieen „Hannibal" und brütete über anderen dichterischen Plänen. Alte gute Freundschaften wurden gänzlich verscherzt. Sein Lungenübel griff um sich und wie weit die Keime des Irrsinns zurückreichen — wer möchte es sagen! Er lebte von litterarischer Taglöhnerei, oder, jahrelang ganz und gar unthätig, auf Kosten Dritter; in die äußerste Bedrängniß, wie man aus der Selbstbiographie schließen möchte, ist er nie gekommen. Völlig absurd sind Behauptungen wie die: Leuthold sei verhungert. Allerdings stand er sein Leben lang bei den Stiefkindern des Glückes; aber zu allen Zeiten fand er Freunde, die sich seiner auf's hochherzigste annahmen. Selbst da noch, als der Unglückliche bereits der sorglichsten Pflege einer trefflichen Heilanstalt übergeben war, wurden Unberufene nicht müde, die Welt mit Nothrufen zu behelligen. Versuche, die von der Schweiz aus gemacht wurden, den wilden Verschollenen seiner Heimat wieder zu geben, Vorschläge zu geregelter Lebensstellung wies er sammt und sonders zurück. Hier ist auch der Ort, einer weit colportirten Legende entgegenzutreten, als trage das undankbare Vaterland mit die Schuld an Leutholds Untergang. Die Schweiz kannte diesen ihren Sohn kaum, welcher außer den Uebersetzungen nicht Vieles von Belang geleistet hatte, das überhaupt in die Oeffentlichkeit gedrungen wäre. Krankhaft sind daher alle jene Anklagen, welche schon der junge Dichter „mit dem Hermelin um

die Seele" im Gram verfehlten Strebens über Undank und Verkennung hinwarf. Vielmehr beeilte sich das so oft geschmähte Heimatland, als später die Katastrophe hereinbrach, und vollends, als die Gedichte an den Tag kamen, dem endlich Heimgekehrten auf jede Weise die herzlichste Theilnahme entgegen zu bringen.

1869 lernte ich als Student in München meinen Landsmann kennen. Ich entsinne mich noch wohl des Tages und der Stunde, da ich Heinrich Leuthold zum ersten Mal sah. Wir Schweizer feierten am 9. Juli dem alten Brauch gemäß im Café „Mozart" an der Burggasse das Andenken an die Sempacher Schlacht. Hermann Lingg war der geehrte Gast des Abends. Da nach Mitternacht erschien noch ein Verspäteter, den Niemand kannte, ein Hüne mit martialischen Zügen und kurzem, struppigem Haar, und begehrte mit uns den Rest des Festes zu begehen. Und kurz darauf meldete sich der Heinrich Leuthold zum Wort. Er versuchte, ein patriotisches Gedicht vorzutragen. Ich fand es später im Nachlaß wieder:

„Schön bist du, o Jungfrau im weißen Gewand,
Die Fahne der Freiheit in kräftiger Hand;
Ob König und Kaiser einst um dich gefreit,
Rein bliebst du, vom Genius der Freiheit gefeit!
Mit deinen Locken laß buhlen den Wind,
Du stolzes, du trotziges Alpenkind!
    Laß flattern, laß flattern der Freiheit Panier,
    Die Söhne des Hochlands, sie stehen bei dir!
    Frei horstet der Adler auf Felsen und Fluh,
    Und wo ist die Dirne, die freier als du?"

Dann kam's vom „gallischen Hahn", von „schwarz-roth-goldenen Träumen", vom „Leuchtthurm der Freiheit", und dann versagte dem Erregten das Gedächtniß und wir fielen stürmisch in den Refrain ein. Nachher habe ich manche Nacht mit Heinrich Leuthold vertrunken. Erst in dem besagten Café Mozart, wo wir uns häuslich einrichteten. Freilich ließ er sich zuweilen Wochen lang nicht sehen, aber unversehens kamen mühsame Nachtwerke: wenn wir Abends aufbrechen wollten, bückte sich der „Doktor" zur niedern Thür herein

und es gieng von vorne an. Damals schwelgte er noch — es war ein nachhaltiger poetischer Rausch — in seiner „Penthesileia". Der Billard-Marqueur, den uns der gefällige Wirth zur Bedienung zurück ließ, schickte sich an, in einer Ecke zu schlafen; wir waren hinter Veltliner-Flaschen postirt und Leuthold legte los:

„Gefallen war Hektor, der strahlende Held:
Kein Schlachtruf erscholl mehr im offenen Feld,
In Hofburg und Stadt
Wehklagten die Troer und weinten sich satt."

Hans Hopfen hat irgendwo die Art, wie Leuthold recitirte, drastisch geschildert: „ein pathetischer Singsang, der wie halbverschluckter Donner ihm zwischen knirschenden Zähnen und räuspernden Schlund herumpoltert und dabei die heimatlichen Gutturaltöne mit besonderem Behagen aufschnalzen und schnarchen läßt." Zuletzt gieng die Stimme des vortragenden Dichters in Stöhnen über, und wir rafften uns dann still auf, von Wein und Wohllaut gesättigt, öffneten einen Laden und manchmal fiel der junge Tag auf uns geschwächte übernächtige Gesellen herein. In späteren Semestern wurde die Weinhalle Kurz an der Augustinergasse unsere Herberge. Nach vier weiteren Jahren kamen wir, einige „Männer aus Uri, Schwyz und Unterwalden" — so grüßte uns Leuthold jedesmal — wieder nach München. Unser Dichter-Landsmann saß noch dort, und zwar beim „Tenormeyer", wo er Oden vortrug, das „Trinklied eines fahrenden Landsknechts" zum Besten gab und sich und uns mit den Versen beschwichtigte:

„Greift zum Becher und laßt das Schelten!
Die Welt ist blind . . .
Sie frägt, was die Menschen gelten,
Nicht was sie sind.

Uns aber laßt zechen und krönen
Mit Laubgewind
Die Stirnen, die noch dem Schönen
Ergeben sind!

Und bei Posaunenstößen,
Die eitel Wind,
Laßt uns lachen über Größen,
Die keine sind!"

Mit der zunehmenden Brustkrankheit nahm auch des Herzens Bitterniß überhand.

Ueber seine Privatverhältnisse erfuhren selbst die wenigen theilnehmenden Freunde im Gespräch keine Silbe; ebensowenig wußte man, woher er die Subsistenzmittel bezog. Auf dringende Briefe verharrte er in trübem, anhaltendem Schweigen. Das war von je seine Art gewesen. Schon in einem Briefe von Wilbrandt aus dem Anfang der Sechszigerjahre heißt es z. B.: „Sage mir nur das Eine, wann wirst du begraben, Leuthold? Denn daß du todt bist, entnehme ich deiner beredten Stummheit. Erfülle mir noch eine letzte Bitte — — - und nachher beerdige dich weiter!"

Mit dem Jahre 1875 bricht die biographische Skizze ab. Leutholds Passionszeit beginnt. Zur Stärkung des zerrütteten Organismus begab er sich 1876 nach dem südlichen Tyrol. Einer der letzten hellen Punkte seines Lebens mag die Goethe-Feier in Klausen am 28. August gewesen sein. Dort trug er in einem großen Kreise von Gästen, darunter Steub, Weinhold, J. V. Zingerle, zur Eröffnung des Festes sein letztes Gedicht vor. Bald darauf erfolgte die Katastrophe und das nächste Wiedersehen fand in der Irrenheilanstalt Burghölzli bei Zürich statt, wohin Leuthold im August 1877 gebracht wurde. Es war ein langsames Hinsiechen; die psychische Abgestumpftheit schien das Schmerzvolle der körperlichen Leiden wohlthätig zu lindern. Eine Gehirnerweichung griff um sich; mit Anfällen von Tobsucht hub die Krankheit an und endigte mit völliger Verblödung. Die Lichtblicke, die in diese Nacht hineinfielen, wurden immer seltener. In solchen Momenten suchte er mühsam halb erloschene Erinnerungen zusammen. Er besann sich auf seine Freunde, die er alle gestorben wähnte, und plauderte herzlich von Geibel, Heyse, Hertz, Grosse und

vom Ati Wilbrandt. Die mittlerweile erschienenen Gedichte nahm er erst mit Ingrimm auf, da der berühmte Stuttgarter Greif auf dem Titelblatt fehlte. Nach und nach wurde ihm das Bändchen werther und er trug es, sorgfältig in viele Zeitungsblätter gewickelt, mit sich herum. Unendlich rührend anzuhören war es, wenn er ein altes Lied vor sich hinsummte, häufig — man brauchte ihm nur den ersten Vers anzufangen — im vollen Bewußtsein seines Elends das einschmeichelnde Ghasel:

„Nach Westen zieht der Wind dahin,
Er säuselt lau und lind dahin,
Er folgt dem blauen Strome wohl
Und flieht zu meinem Kind dahin. —
Bring' meinen Thränenregen ihr
Und einen Gruß geschwind dahin! —
Ach, Wolken kommen trüb daher,
Die schönen Tage sind dahin!"

Am 1. Juli 1879 hat ihn der Tod erlöst, und am 3. kehrten wir — nicht viel mehr als ein Dutzend Männer — mit Heinrich Leuthold zur letzten Herberge ein auf dem weitausschauenden Friedhof der Rehalp, zu deren Füßen der Heimatsee blaut. Es war um die fünfte Abendstunde. Der schwere Eichensarg mit dem gläsernen Deckel zu Häupten wurde an der Gruft auf eine Weile abgesetzt. Das Antlitz des Todten hatte monumentale Züge angenommen; wie ein gefallener Held lag der Mann da, der acht Tage vorher, im Lehnstuhl zusammengeknickt, mit dem blöde flackernden Auge, ein Bild des Jammers, vor uns gesessen hatte; Gottfried Keller und ich brachten ihm damals die letzte Flasche Veltliner, den er so sehr geliebt. Das unbändige Herz hatte ausgeschlagen. Ohne Klang und Sang, dem Ausgang des Lebens angemessen, wurde Heinrich Leuthold zur Erde bestattet. Der menschlich rührende Abschluß dieses glücklosen Daseins hat nun längst die irdischen Schlacken vom Dauernden hinweggenommen.

Eines muß noch gesagt werden und der gute Freund darf es um so eher aussprechen, als er glücklicherweise nicht zu warm

werden muß, um die Wage gegen kalte Beurtheiler zu halten. Aus der mehrfach angeführten Selbstbiographie tönt die Klage über Verkennung, Undank, Ungunst des Schicksals, das allen großen Plänen Leutholds grausam entgegengetreten, ihn z. B. auch verhindert hätte, nach der sogenannten obersten Gattung, dem Drama größern Stils u. s. w. zu greifen. Man kennt diesen pathologischen Zug aus den Gedichten. Was wird hier nicht Alles angeklagt! Gott, Schicksal, Vaterland, Menschheit. Wahr ist's, das Leben legte ihm manche Entbehrung auf. Wann aber war Leuthold je über die bloßen Anstalten zu ernsthafter Arbeit hinausgekommen? Warum hielt er seine Gedichte zurück? Zweimal hat er — wie der Nachlaß zeigt — eine Sammlung gesichtet, beide Mal unterblieb zu seinem Vortheil alles Weitere. Als durch und durch skeptische Natur legte er an Alles einen unerbittlich strengen Maßstab. Bei aller Selbstbespiegelung, welche oft zu grell auf die eigene Persönlichkeit gerichtet ist (ein Merkmal der meisten formalen Dichter), wartete er von Tag zu Tag auf seine große Stunde. Einmal, als er „Penthesileia" bei sich trug, hielt er jene für gekommen. Auch hier sah er fest und klar die Täuschung ein. Unterdessen zerrannen ihm die Jahre — eheu Posthume, Posthume! — und es wurde zu spät. Wie viel eigene Schuld dazu beigetragen, dieses Leben vor der Zeit zu untergraben: das abzuwägen ist nicht meine Sache.

Emanuel Geibel hat ihn in die Litteratur eingeführt. Leuthold beabsichtigte im Jahr 1859 eine Sammlung von Uebersetzungen aus der Lyrik moderner Litteraturen, zunächst Uebertragungen aus Dichtern der französischen Schweiz, zu veröffentlichen. Diese Versuche sollten Geibel und Heyse zugeeignet werden. Aus dem Nachlaß zu schließen, wäre auch das Italienische (Petrarca, Giusti etc.) und das Englische (Burns, Byron, Moore etc.) vertreten gewesen. Die Sache unterblieb, als sich ihm die Aussicht bot, gemeinschaftlich mit Geibel die „fünf Bücher französischer Lyrik" (Stuttgart 1862) herauszugeben.

Die Auswahl und Verdeutschung der einzelnen Nummern rührt zum größten Theil von Leuthold her, aber Geibel hat, abgesehen von den eigenen Beiträgen, vor Allem die strengere Sichtung durchgeführt und seine Meisterhand macht sich auch sonst, indem sie an die Arbeit des jüngeren Freundes die nachbessernde, glättende Feile anlegt, vortheilhaft geltend, so daß eine Ausscheidung des Eigenthums unthunlich ist. Was Leuthold außerdem selber veröffentlichte, beschränkt sich auf Uebersetzungen aus Burns in der von Moritz Hartmann redigirten „Freya" (Stuttgart 1866) und in der „Cornelia" (Darmstadt 1868); wenige eigene Lieder — genau dreizehn — sind im „Münchener Dichterbuch" (1862) erschienen. Reichlicher sind die publicirten prosaischen Arbeiten: außer einer großen Zahl politischer Aufsätze und Leitartikel über wichtige Zeitfragen, die in der Süddeutschen und Schwäbischen Zeitung, in den „Hamburger Nachrichten", der „Korrespondenz Hoffmann", dem Berner „Bund" u. s. w. gedruckt sind, schrieb er Abhandlungen über neuere deutsche und französische Litteratur, zumal über einzelne Vertreter der romantischen Schule in Frankreich, wie Victor Hugo, Sainte-Beuve, Alfred de Musset, Barbier, Brizeux etc. Einiges davon ist in dem seiner Zeit von Paul Heyse herausgegebenen „Litteraturblatt" erschienen.

In weitere Kreise gedrungen ist Leutholds Name erst mit den Gedichten, die von der Kritik mit seltener Begeisterung aufgenommen wurden. Möglich, daß das pathologische Interesse für den kranken Sänger dem rein künstlerischen in die Hand arbeitete. Dieselben reichen zum großen Theil in die Fünfzigerjahre zurück, manche auf 1848. Die glücklichsten Zeiten seiner Muse waren die Tage im Süden, sowie der Anfang der Siebenzigerjahre. Die Sichtung und Ausgabe der Gedichte lag mir ob und Gottfried Keller unterstützte mich dabei, wie er auch der Erste war, der das Büchlein dem Publikum vorstellte. Daß gerade der schlichte Gottfried Keller spricht, dessen eigene Gedichte unbestritten das Schwerstwiegende sind, was

je auf Schweizer Grund und Boden entstanden, verleiht den Worten besondere Bedeutung:

„Dieses Büchlein ist das Reisepack, welches unser kranke Landsmann mitführte, als er vor Jahr und Tag nach langer Abwesenheit das Asyl einer Heimat aufsuchen mußte, die ihn kaum kannte. Es ist mithin nicht die verfrühte Ausgabe eines durch thörichte Gönner verleiteten Lehrlings, sondern das Ergebniß eines stürmischen und schweren Lebensganges, was wir vor uns haben. Und auch dieses Wenige mußte durch Freundeshand geordnet und besorgt werden, nachdem der Dichter seit Jahren versäumt oder verschmäht hat, es selbst zu thun. Wie vom Lebensglück, sind die vorliegenden Lieder auch vom Stofflichen nicht beschwert; es ist ein ächter und wirklicher Lyriker, welcher nach uralter Weise singt, fast nur von seinem Lieben und Zürnen, Irren und Träumen, Leiden und Genießen, und auch die ruhige Betrachtung, wo sie in Oden oder Sonetten zum Worte kommt, zeigt sich nur durch das Medium der ächt lyrischen Persönlichkeit. So wenig als schwer an Stoff, sind die Gedichte das, was man neu nennt. In der Formenlust bald der alten Schlegel'schen, bald in derjenigen der Platen'schen Schule glauben wir bekannte Töne und Weisen zu vernehmen, bis wir merken, daß wir immerhin einen selbständigen Meister hören, der seinen Ton nach freier Wahl angeschlagen hat und auch einen andern hätte wählen können. Gegenüber dem Suchen unserer Zeit nach Stoff und manigfachem Effekt hat die Sammlung demnach einen etwas akademischen Charakter. Und dennoch hat sie für uns etwas Nagelneues: das ist die durchgehende Schönheit und Vollendung der Gedichte, der seltene Mangel an Schwächen und blöden Stellen u. s. w. Den Liebhabern sogenannter „guter Sachen" können wir die Versicherung geben, daß hier ernstlich etwas Derartiges vorhanden ist. Sie finden verschiedene Anklänge und Gegensätze in dem Buch, aber auch von jedem den Ausgleich: dem Ausbruche glühender Lebenslust und Leidenschaft

folgen Klage und Reue auf dem Fuße; Unmuth und Spott lösen sich in Tönen weicher Wehmuth, deren Wohllaut schon an sich eine Versöhnung ist. Kurz, das Buch hat nicht nur ein Schicksal, sondern es stellt ein Schicksal dar."

Nachher kamen die Kritiken förmlich geregnet. Ein Formtalent ersten Ranges und ein ächter Lyriker, lauteten übereinstimmend die enthusiastischen Urtheile; und dabei wird es auch seine Giltigkeit haben. Leuthold ist ein poetischer Feinschleifer. Die Ghaselen, die Oden, die Trinklieder, manche Sonette, welche sich allerdings zum großen Theil auf Gefilden bewegen, die Platen abgewandelt hat, werden dem Besten ihrer Art beigesellt bleiben. Aeußere Schönheit und Wohlklang — das Wort „Wohllaut" kehrt nicht umsonst so oft wieder — ist durchweg der Charakter seiner Poesie. Die Form ist dergestalt bestrickend, einschmeichelnd, daß sie nur zu oft über den innern Gehalt hinwegtäuscht. Denn dieser hat das einförmige, witzig melancholische Gepräge des «vanitas, vanitatum vanitas», welche, nachdem die Fackel der Leidenschaft ausgeschwungen ist, als trüber Niederschlag bleibt. Der Inhalt kommt bei Leuthold zumeist in zweiter Linie und mancher ernste Mann hat sich an jenem nicht gerade erbaut. Es fehlt Tüchtigkeit und Ursprünglichkeit. Was Goethe an Platen auszusetzen hatte, trifft in erhöhtem Maße auch bei Leuthold zu: es mangelt „ein specifisches Gewicht, eine gewisse Schwere des Gehalts." Und mich däucht, auch das andere Goethesche Wort gilt hier: „Es ist nicht zu läugnen, Platen besitzt manche glänzenden Eigenschaften; allein ihm fehlt — die Liebe. Er liebt so wenig seine Leser und seine Mit-Poeten, als sich selber, und so kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apostels anzuwenden: und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Man wird ihn fürchten und er wird der Gott derer sein, die gerne wie er negativ wären, aber nicht wie er das Talent haben."

Leuthold ist kein ursprünglicher Dichter. Ueberall vernehmen wir Anklänge: in den Gedichten der frühern Zeit solche an Heine, Byron, Herwegh, Gottfried Keller; später namentlich an Geibel und Platen, den zu feiern er in den ungedruckten Gedichten nicht müde wird, wobei jene Selbstbespiegelung, von der die Rede war, auf's widerwärtigste berührt. Sogar in den Uebersetzungen lehnt er sich an sein Vorbild: man halte nur das Chorlied aus Sophocles, „Menschenloos", gegen die bekannte Platen'sche Uebertragung. Was er Geibel verdankt, ist mir erst neulich wieder, beim Tod des edlen Sängers, vor die Augen getreten. Wem fällt bei den Versen des Geibel'schen „Landsknechts":

„– He Bäuerlein, Bäuerlein schürz' dich nun!
Den Krug thu' aus dem Keller,
Thu' an den Spieß das Huhn!

Drei Würfel und ein Karten
Die sind in jedem Schank;
Es kommt, mir aufzuwarten,
Ein Dirnlein schlank und blank –"

– wem fällt hier nicht sofort Leutholds „Trinklied eines fahrenden Landsknechts" ein? Auch sonst verschmäht er Anleihen nicht. Man höre folgende sapphische Ode, welche einer kleinen Sammlung eines ungenannten hochbedeutenden Mannes, dem Leuthold persönlich nahe stand, entnommen ist:

Serenade.

Klare Mondnacht, senke den stillsten Schlummer
Auf dieß Haus! Traumgenius, schütte gaukelnd
Aus dein Füllhorn über der Allerschönsten
Heimliches Lager!

Ungehört soll leisen Gesanges Klaglaut
Ihr vorbeiziehn; über die weiße Stirne
Gleite kein unwilliger Zug, da Sie nicht
Achtet des Sängers.

Aber horch, von Deiner geweihten Schönheit
Im Gebüsch fern singen die Nachtigallen,
Dir zum Ruhm rings duften die Rosenbeete,
Flüstern die Pappeln.

Draußen geht, deß' Lied du verschmähst, zur Fremde
Hingewandt. Fern unter entleg'nen Zonen
Wird ein Gott ihm geben Gesang, zu preisen,
Hehre, dein Antlitz!

(Ferien, eine Herbstgabe. Basel 1849).

Und nun lese man die „Serenade“ von Leuthold in dem Liedercyklus von der Riviera“ (S. 75). Oder gleich das nächste „Sei getrost!“ schöpft den Hauptgedanken aus dem bretonischen Dichter Brizeux. Leuthold selbst hat seine Vorlage übertragen (Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen 1868 S. 223), sie führt die Ueberschrift: „Befiehl nur und ich will gehorchen.“

— — „Wenn so mein Bild in dir die Reu' erwachen heißt,
Nach einem fernen Land, wohin dein Wunsch mich weis't,
Will ich in die Verbannung ziehen;
Es war mir deine Lieb' einst Frieden, Hort und Licht,
Heut' sei's mein Friede nicht, der deinen unterbricht.
Befiehl nur und ich werde fliehen!“

Unter dem frischen Eindruck der packendsten, ihm fast wörtlich im Gedächtniß gebliebenen Stellen der „Ilias“ schrieb er zu Ende der Sechszigerjahre seine „Penthesileia“ nieder mit freier Benutzung des Quintus von Smyrna. Man wird sich überzeugt haben, daß Leuthold eben kein Epiker ist, daß dem Ganzen die Klangfarbe bedeutend Eintrag thut, daß sich der Dichter auch im Versmaß, welches wiederum nicht sein Eigenthum ist, vergriffen hat. Man vergleiche Platens Ballade „Zobir“:

„Raublustig und schreckenverbreitend und arm
Geleitet Abdallah den Araberschwarm
Gen Afrika zu,
Vor Tripoli stehn die Beherzten im Nu.

— — — — — —

Und während er drängt die fanatische Schaar,
Ritt ihm an der Seite mit goldenem Haar,
Den Speer in der Hand,
Die liebliche Tochter im Panzergewand.

Sie hatte gewählt sich ein männliches Theil:
Sie schwenkte die Lanze, sie schoß mit dem Pfeil,
Im Schlachtengetön
Wie Pallas und doch wie Cythere so schön.“

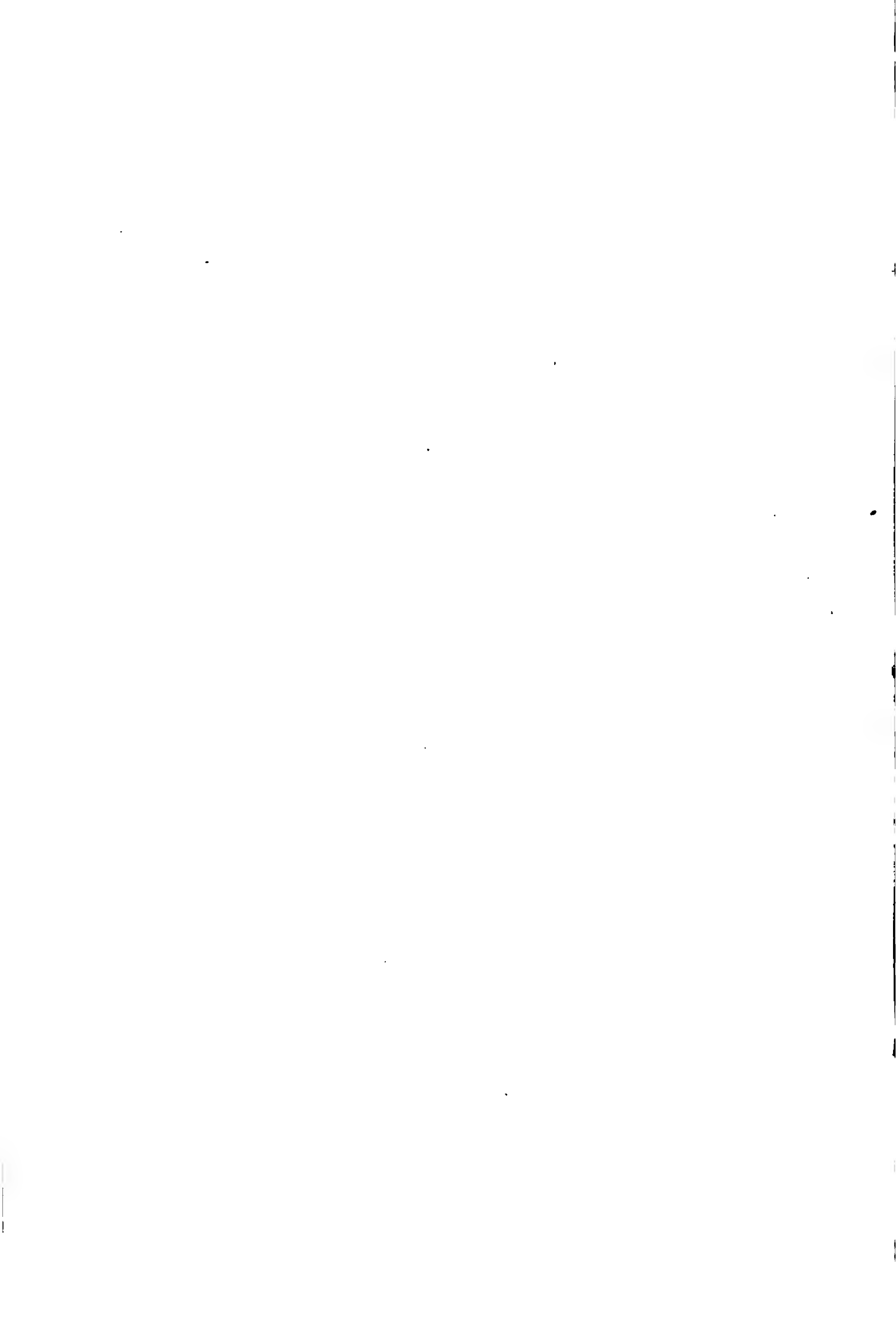
Leutholds dichterischer Nachlaß besteht aus dreißig Quartheften, die oft kaum zum vierten Theil beschrieben sind, darunter die Hälfte französische und englische Uebersetzungen (auch solche aus Sophocles, Sappho, Tibulls Sulpicia-Elegien). Vier Hefte enthalten Oden, zwei: Epigramme, bissige Dinger, deren Veröffentlichung Niemandem frommt. „Hannibal" ist bloß bruchstückweise vorhanden und der kleine Rest hält keinen Vergleich aus mit den beiden gedruckten Rhapsodieen. Eine „Schlacht von Sempach" (der in der Autobiographie erwähnte „Winkelried") eignet sich nicht zur Publikation. Ueberhaupt muß es im pietätvollen Interesse für des Dichters Nachruhm bei der getroffenen Auswahl bleiben. Bloß auf den Wunsch des Herrn Verlegers und nur zögernd habe ich der neuen Auflage einige ungedruckte Gedichte zugegeben. In dieser Hinsicht werde ich mich von jungen Verszüchtern, die mich wiederholt öffentlich darüber zur Rede stellten, woher ich mir das Recht nehme, Leutholds gesammten Nachlaß der Welt vorzuenthalten, nicht beirren lassen. Vor der Hand bleibt derselbe in meiner Verwahrung; später soll er in einer öffentlichen Bibliothek niedergelegt werden. Die Anordnung der Gedichte, ebenso die meisten Ueberschriften rühren von mir her. Die Lieder „von der Riviera" wurden nach den Elementen eines Romans zusammengestellt.

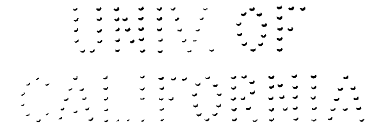
Und nun möge das „Lied mit dem tönenden Reim" auf's Neue hinausziehen und das „nüchterne Volk berauschen", damit sich die Gruft Leutholds gegen diese Sommerzeit mit frischen Blumen schmücke.

Zürich, Ostern 1884.

Jakob Baechtold.

Vermischte Gedichte.





Blätterfall.

Leise, windverwehte Lieder,
Mögt ihr fallen in den Sand!
Blätter seid ihr eines Baumes,
Welcher nie in Blüthe stand.

Welke, windverwehte Blätter,
Boten naher Winterruh',
Fallet sacht! . . . ihr deckt die Gräber
Mancher todten Hoffnung zu.

Sehnsucht.

Was weckst du mich auf in der thauigen Nacht,
Du sehnsuchtflötende Nachtigall?
Nun ist mit deinem melodischen Schall
Auch ein Widerhall
Vergangenen Glücks erwacht.

Wie heute schlugst du im Lindenbaum . . .
Ich herzte und küßte mein rosiges Kind;
Die Saiten der Liebe erbebten gelind
Wie Harfen im Wind . . .
O seliger Maientraum!

Und als ich gekommen nach manchem Jahr,
Da schwammen in Thränen die Aeugelein blau,
Der Lenz in dem Herzen, der Lenz auf der Au
War hin, weil ein Thau
Auf beide gefallen war.

Was lockst du mich wieder mit dunkler Gewalt,
Mit Lügen von Lenz und von Liebeslust?
Da längst doch verdorrt in der eigenen Brust
Der schwellende Blust
Und die jubelnden Lieder verhallt.

O Nachtigall, flötend im Lindenbaum!
Der Frühling vergeht und die trügende Gunst
Der Götter . . . Was soll uns die fröhliche Kunst?
Die Liebe ist Dunst
Und das flüchtige Leben ein Traum.

(1870)

Lenzlied.

(Mignon.)

Buntbeblümte Wiesen dehnen
Fernhin sich, die Luft weht lind;
Auf besonnten Wolkenkähnen
Kam der Lenz in's Land geschwind . . .
Buntbeblümte Wiesen dehnen
Fernhin sich, die Luft weht lind.

Laß mein Haupt an deines lehnen,
Rühr' die Harfe, holdes Kind!
Lieblich wie Gesang von Schwänen
Klagt ihr Ton im Abendwind . . .
Laß mein Haupt an deines lehnen,
Rühr' die Harfe, holdes Kind!

Zages Hoffen, süßes Wähnen
Schwellt die Seele mir gelind,
Banges, langverhaltnes Sehnen
Löst sich; Quellen rieseln lind . . .
Doch ich weiß nicht, ob es Thränen,
Oder ob es Lieder sind.

(1870)

An einem Grabe.

Dem Armen, der gebeugt vom Jammer,
Dem Reichen in der gold'nen Kammer,
Uns Allen naht der Tod und schwingt
Den Hammer,
Und was im Herzen klagt und singt,
Verklingt.

Was Großes auch der Mensch empfinde,
Was er erstrebe, was er finde:
Sein Thun und Denken sind nur Rauch
Im Winde; —
Der höchste Ruhm, was ist er auch?
Ein Hauch!

Will ich damit den Schmerz vergleichen,
Die Noth, der Hoffnung früh Verbleichen,
Fühl' ich den Muth zum Leben fast
Entweichen:
Dann wünsch' ich oft von so viel Last
Mir Rast.

Wohl dem, der mit den Spielgenossen,
Den Rosen, deren Duft zerflossen,
Sobald der Lenz das Augenlid
Geschlossen,
Im ersten Kuß, beim ersten Lied
Verschied!

(1855)

Morituri te salutant.

Richte dich empor, in strammer
Haltung schlage deine Klinge!
Kämpfe, tobe . . . aber singe
Nicht in solchem Katzenjammer!

Hast du allzutief die Sorgen
Und die Noth der Zeit empfunden,
O so halte deine Wunden
Vor dem Spott der Welt verborgen!

Ihrem schadenfrohen Blicke
Zeige deine ganze Würde!
Wird dir allzuschwer die Bürde
Und erliegst du dem Geschicke:

Biete deine Brust, die bloße,
Trotzend ihrem Hohngelächter,
Als ein eleganter Fechter
Stolz und schön dem Todesstoße!

(1870)

An einen jungen Freund.

Nimm dieses Leben nicht so ernst!
Recht spaßhaft ist's im Allgemeinen . . .
Je besser du es kennen lernst,
Je munt'rer wird es dir erscheinen.

Kein Drama ist's im großen Stil —
Wie du dir denkst — mit Schuld und Sühne;
Es ist ein derbes Possenspiel
Auf einer Dilettantenbühne.

Zwar wär's nicht halb so jämmerlich,
Wenn nur die Leute besser spielten,
Und wenn die Lustigmacher sich
Nicht immer für die Helden hielten.

(1870)

Mein Hausverstand.

(Todesanzeige.)

Freunde, da dem nimmersatten
Tod der Zwerg verfiel als Beute,
Der mir stets gefolgt bis heute
Wie mein Schatten,
Kommt, damit wir ihn bestatten!

Schwer gebüßt hat das besagte
Opfer dieses Todesfalles,
Daß es stets mich über Alles,
Eh' ich fragte,
Naseweis zu tadeln wagte.

Wenn die Welt mich hochgepriesen,
Ward ironisch zwar der Flegel;
Doch er hat sich in der Regel
Außer diesen
Fehlern recht honett erwiesen.

Gieng ich aus auf Abenteuer,
Harrt er mein mit trüber Miene;
Kam ich, saß er am Kamine
Wie ein treuer
Diener da und schürte Feuer.

Seine Grobheit jüngst verrieth er,
Als ich heimkam spät vom Schmause;
Und ich rief: „Bin ich im Hause
Nicht Gebieter?"
„„Ja – sprach er – doch ich bin Miether!""

Da er so begann zu pochen,
Warf ich ihn in meinem Hasse
Ohne weiters auf die Gasse,
Daß die Knochen
Des Genickes ihm gebrochen.

Auf der Straße mit dem Besen
Stand ein Weibsbild, rang die Hände,
Schrie und heulte ohne Ende:
Dieses Wesen
Sei mein Hausverstand gewesen.

„Sei's! — sprach ich — er hätte, dächt' ich,
Doch des Lebens schwerste Thesen
Kaum gelöst; sein ganzes Wesen
War zu schmächtig
Und die Welt zu niederträchtig."

(1870)

Lerchen und Unken.

Maienthau, im Frühlicht schillernd,
Blitzt auf Wiesen und Gehegen,
Und die Lerche wirft sich trillernd
Dem Gestirn des Tags entgegen.
    Hörst du ihre Melodie?
    Tirili . . . tirili . . .
Reinen Tones, ohne Fehle
Jauchzt die wohllautmächt'ge Kehle
        Tirili . . .
In die Lüfte schmettert sie
Allen Jubel ihrer Seele:
Tirili, tirili, tirili!

Prahlend, daß auch ihm die Götter
Schwingen und Gesang verliehen,
Ahmt ein tongewandter Spötter
Neidisch nach die Melodieen;
    Aber wie er immer schrie:
    Tirili . . . tirili . . .
Wie er auch sich immer quäle,
Was er auch zusammenstehle,
        Tirili . . .
Dieser Ton gelingt ihm nie,
Dieser süße Ton voll Seele:
Tirili, tirili, tirili!

Wieder tönt's wie Lenztriumphe,
Hoffnungsfreudig, mailusttrunken:
    Tirili . . . tirili . . .

Aufgeweckt im nahen Sumpfe
Eifern Wasserfrosch und Unken:
„Was soll diese Melodie:
Tirili . . . tirili?
Undeutsch klingen Text und Noten
Dieser fremden Frühlingsboten —
National sei der Geschmack
Aller biedern Patrioten . . .
Quack, quack, quack!“

Chor:

Undeutsch klingen Text und Noten
Dieser fremden Frühlingsboten,
Die ja doch in unsern Zonen
Nur als Sommerfrischler wohnen . . .
Singt im Nationalgeschmack
Den Päan der Autochthonen:
Quack, quack, quack!

(1870)

Entsagung.

Fast ward mit jedem Tag, den ich erlebte,
Ein Wunsch, ein Hoffen von mir abgetrennt;
Die Seele, die melodisch einst erbebte,
Ward ein verstimmt, entsaitet Instrument.
Doch wie der Gram, mein täglicher Begleiter,
Mir auch die Stirn gefurcht mit seinem Pflug,
Ich schau' zurück, ein Mann, und lächle heiter;
Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

Zwar ist es nicht das Land der Hottentotten,
Wo einst die Wiege meiner Jugend stand,
Doch theilnahmloser fast, als jene Rotten,
Empfieng mich mein gefeiert Vaterland.
Und dennoch hemm' ich nicht das heiße Lodern
Der Brust, die immer für die Heimat schlug;
Gib ihr, doch lerne, nichts von ihr zu fodern!
Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

O Ruhm, wie lange hab' ich ohn' Ermatten
All' meine Sinne nur auf dich gewandt;
Das volle Leben tauscht' ich an den Schatten,
Den ich als wesenlos zu spät erkannt.
Wen ein Mal nur allmächt'gen Flügelschlages
Die Weihe des Gesangs nach oben trug,
Der kann verschmäh'n die Kränze eines Tages;
Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

Die Liebe, die mich frühe angezogen
Mit allem Zauber, diese Schmeichlerin,
Sie hat mich um mein bestes Selbst betrogen
Und meine schönste Jugend nahm sie hin.

Doch Kenntniß auch vom innersten Gemüthe
Verlieh mir dieser liebliche Betrug;
Mir blieb die Frucht; fahr' hin, du welke Blüthe!
  Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

Wo ist das Glück? mir ward es nie beschieden
Und nie hab' ich gebuhlt um seinen Kuß,
Und nie gekannt, die Weisheit, die zufrieden
Mit träger Ruh' und flüchtigem Genuß.
Sie klebt am Stoff, mir aber wurden Schwingen;
Ihr ward die Lust am Dasein, mir ein Zug
Des Geistes, der einst Odem gab den Dingen —
  Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

Sei mir auf's Neu', o Einsamkeit, willkommen!
Du zogst mich groß; durch dich ward ich gesund.
Der Trieb zum Höchsten blieb mir unbenommen,
In deinen Armen wuchern soll mein Pfund.
Weit werf' ich weg das klagende Erinnern
An eine Welt, die mir nur Wunden schlug:
Trag' ich nicht selber eine Welt im Innern?
  Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

(1857)

An Thais.

Liebliches Mädchen, das gleich der Libelle
Immer von Stengel zu Stengel sich wiegt,
Das, wie vom Busen der Welle die Welle,
Treulos sich trennt und an and're sich schmiegt.

Liebliches Mädchen, das jenen mit Blicken,
Diesen mit Seufzern, von ihm nur gehört,
Jenen mit Lächeln und diesen mit Nicken,
Oder dem Drucke des Händchens bethört:

Wie im Triumphe an Ketten von Rosen
Ziehst du dir nach den vergötternden Schwarm,
Fesselst mit Küssen und lockest mit Kosen
Diesen am Herzen und jenen im Arm!

Spielend mit Banden, im Taumel gebunden,
Sorglos gelöst und mit Leichtsinn geknüpft,
Mögest du nimmer erleben die Stunden,
Da dir das Scepter der Schönheit entschlüpft!

Möge die Parze dir nah'n mit der Scheere,
Eh' du, entnüchtert in schmerzlichem Tausch,
Büßest mit endlosen Qualen der Leere
Dieser Minuten vergänglichen Rausch!

(1869)

Die Wurzel des Uebels.

Mein Kind, das ist der Grund des Uebels:
Ich kann bei dir nicht stündlich sein;
Sonst kämst du nicht auf den Gedanken,
Das Küssen könnte sündlich sein.

Das Gegentheil will ich beweisen;
Doch, soll die Wirkung gründlich sein,
So muß vor Allem das Verfahren
Sowohl geheim als mündlich sein.

Den Moralisten.

Seht! schon kam der Frühling wieder —
Knosp' und Blüthen seid mir sittlich,
Hört nicht auf verbuhlte Lieder,
Laßt mir unenthüllt die Glieder!
Doch sie öffnen ihre Mieder,
Ihre knappen, unerbittlich.

Jene Falter, jene losen —
Welch' Ereigniß, welch' Ereigniß!
Wie sie schwärmen, wie sie kosen
Um verruf'ne junge Rosen,
Jene kleinen Heimatlosen
Ohne Paß und Sittenzeugniß!

Mag's euch immerhin mißfallen
Frömmler, Narren und Philister!
Doch censurfrei laß ich schallen
Meines Herzens Nachtigallen;
Denn ich weiß ja, trotz euch Allen
Sind Natur und Kunst Geschwister.

Kuppelt immerhin zu Pärchen
Eure zahmen dürft'gen Jamben,
In Legenden sucht und Märchen
Eure Sittlichkeit zu pferchen!
In die Lüfte mit den Lerchen
Schleudr' ich meine Dithyramben.

(1856)

Liederfrühling.

Der Lenz ist da
Und fern und nah
Gibt's neue Weisen und Lieder;
Wie einst Merlin,
So lausch ich hin
Und Alles schreib' ich nieder.

Hoch in der Luft
Was die Lerche ruft,
Was die Drossel klagt im Hollunder,
Was den Rosen all'
Die Nachtigall
Flötet, Sagen und Wunder,

Was die Schlange klug
Ihre Kinder frug,
Die im Sonnenlichte schillern,
Was Hänfling und Fink
Im Fluge flink
Einander zwitschern und trillern,

Was die Vögel gewußt,
Die voll Wanderlust
Aus dem Süden erst gekommen,
Was im Walde tief
An Märchen schlief:
Hab' Alles, Alles vernommen.

Hab' es abgelauscht,
Was lenzberauscht
Die Glockenblumen läuten; —
Lieder und Melodie'n
Wie Merlin
Kann ich sie deuten.

Waldeinsamkeit.

Deine süßen, süßen Schauer,
O Waldesruh',
In meine Seele hauche
Und träufle du!
Laß mich träumen die Träume
Der Jugendzeit!
O Frieden, o Ruh'! komm' über mich!
Wie lieb' ich dich, lieb' ich dich,
Waldeinsamkeit!

Märzveilchen blühen, es treibt in den Bäumen,
Der Frühling kam;
Es zwitschern die Vögel, die Wipfel rauschen
So wundersam;
O Schöpfungsodem, der die Brust mir
Bezaubert und feit!
O Frieden, o Ruh'! komm' über mich!
Wie lieb' ich dich, lieb ich dich,
Waldeinsamkeit!

Feierlich sonntägliche Stille
Und Frühlingszeit;
Kein Laut, keine Seele
Weit und breit!
Nur ein leiser, leiser Kummer
Ist mein Geleit; —
O Frieden, o Ruh'! komm' über mich!
Wie lieb' ich dich, lieb' ich dich,
Waldeinsamkeit!

Wanderrast.

Hier ruht sich's gut, hier halt' ich Rast,
Der Wind spielt in den Bäumen;
Da mag manch blüthenbehangener Ast
Von künftigen Früchten träumen.

Es lispelt ein hüpfend Lenzgedicht
Der Quell zu meinen Füßen,
Maßliebchen und Vergißmeinnicht,
Sie lächeln mich an und grüßen.

Sie lächeln mich an voll Seligkeit
Mit ihren Augen, den frommen; —
O schöne, goldene Jugendzeit,
Wo bist du hingekommen?

Der Waldsee.

Wie bist du schön, du tiefer blauer See!
Es zagt der laue West, dich anzuhauchen,
Und nur der Wasserlilie reiner Schnee
Wagt schüchtern aus der stillen Fluth zu tauchen.

Hier wirft kein Fischer seine Angelschnur,
Kein Nachen wird auf deinem Spiegel gleiten;
Wie Chorgesang der feiernden Natur
Rauscht nur der Wald durch diese Einsamkeiten.

Waldrosen streu'n dir ihren Weihrauch aus
Und würz'ge Tannen, die dich rings umragen,
Und die wie Säulen eines Tempelbaus
Das wolkenlose Blau des Himmels tragen.

Einst kannt' ich eine Seele, ernst, voll Ruh',
Die sich der Welt verschloß mit sieben Siegeln;
Die, rein und tief, geschaffen schien wie du,
Nur um den Himmel in sich abzuspiegeln.

(1855)

Lied.

Im Schmuck des Lenzes steh'n die Au'n,
Es trieft die Welt von Maienluft,
Und Sträuße winden holde Frau'n
Und Mädchen sich aus Blatt und Bluft.

Und auch in meiner Brust ersteh'n
Viel tausend Blumen manigfach;
Sie blühen, duften, sie vergeh'n . . .
Und keine Seele frägt darnach.

(1871)

Waldfrieden.

An einem hellen Frühlingstag,
In einer stillen Morgenstunde
Tönt mir der Lerche froher Schlag
Wie eine süße Liebeskunde.

Der Himmel blau, die Luft weht lind
Und buhlt um's junge Laub der Birken;
Der Frühling sendet sein Gesind,
Den Teppich der Natur zu wirken.

Der Schlehdorn steht im vollen Blust,
Von duft'gem Harz die Föhren triefen —
Und Bilder steigen aus der Brust,
Die lang darin begraben schliefen.

Süß träumt sich's in der Morgenruh'
Von einem lenzdurchwehten Haine; . . .
Die Wipfel rauschen leis dazu
Wie eine betende Gemeine.

Wilde Rosen.

Ob dieses Waldbachs lautem Tosen
Weit überhängend ragt ein Ast,
Hinstreuend seine duft'ge Last
Von aufgeblühten Heckenrosen.

Mir ist, vor meiner Seele stünde
Die Jugendzeit, da diesem Bach
Mein Leben glich, das nun gemach
Hinfließt durch stille Wiesengründe.

Damals war es ein wildes Schäumen;
Unstät zerriß ich jedes Band . . .
Manch stilles Glück sah ich am Strand,
Ach, und vermochte nicht zu säumen!

Jedoch zuweilen, sehnsuchtstrunken
Hinströmend ihren süßen Hauch,
Sind aufgeblühte Rosen auch
An meine junge Brust gesunken.

Wanderlied.

Und wieder jagt mich der Reisetrieb,
Und wandern möcht' ich von Pol zu Pol;
Drum, liebliches Kind, vielsüßes Lieb,
Vielsüßes Lieb, leb' wohl!

Noch einmal, gestützt auf den Wanderstab,
Schau' ich zurück, schau' ich zurück;
Duftige Blüthen fallen herab,
Und hemmen meinen Blick.

Nun folg' ich ohne Reiseziel
Der Vögel Flug, der Wolken Zug;
Des Schönen hat die Welt so viel,
Hat auch für mich genug.

Und trag' ich gleich im leichten Kleid
Kein schimmerndes Gold, kein schimmerndes Gold,
Ist doch manch' Herz, manch' rosige Maid
Dem Wanderburschen hold.

Und der Vögel Schlag in Busch und Hag,
Das Waldesdunkel, der Sonnenschein,
Und der klingende, singende Frühlingstag
Ist Alles, Alles mein!

Spielmannsweisen.

I.

O Frühlingshauch, o Liederlust,
Wie liegt ihr mir im Gemüthe!
Kaum prangen Busch und Baum im Bluſt,
Steht auch mein Herz in Blüthe.

Mein Herz ist wie ein grüner Hag,
Das ist ein Zwitschern und Schallen . . .
Da nisten die lustigen Finken am Tag
Und Abends die Nachtigallen.

II.

Die Ströme zieh'n zum fernen Meer,
Die Wolken am Himmel fliehen,
Und wenn ich ein flüchtiges Vöglein wär',
So möcht' ich mit ihnen ziehen.

Und bin ich kein Vogel in der Luft,
So lernt' ich doch pfeifen und singen;
Und kommt der Lenz mit Klang und Duft,
Dann mein' ich, es wüchsen mir Schwingen.

Und kann ich auch nicht über Wald und Haid',
Ueber See'n und Berge schweben,
So kann ich mich über das kleine Leid
Des dürftigen Lebens erheben.

III.

Ich bin ein Spielmann von Beruf,
Mein Leben ist Singen und Wandern;
Als Gott, unser Herr, die Welt erschuf,
Da gab er sie den Andern.

Doch, was das Gemüth des Menschen bewegt,
Ich kann es singen und sagen,
Kann den Lenz, der im eigenen Herzen sich regt,
Hinaus in die Lande tragen.

* * *

Und wieder nehm' ich die Harfe zur Hand
Und singe vor Thoren und Thüren;
Mich drängt's, auch im fernen Vaterland
Die goldenen Saiten zu rühren.

Was frommt mir der Beifall der Frau'n und die Gunst
Der Kenner, die hier mir lauschen!
Es weiß ein rechter Meister der Kunst
Auch ein nüchternes Volk zu berauschen.

* * *

Und wird mein Lied mit dem tönenden Reim,
Das ich lernte in fremden Landen,
Und werden die klagenden Laute daheim
Vom verständigen Volk nicht verstanden,

Und spricht es: „Der lachende Frohsinn gebricht
Deinen künstlichen Accorden,
Das sind die Weisen des Volkes nicht,
Du bist uns fremd geworden . . ."

Dann häng' ich an den nächsten Baum
Mein Spiel und bläst der scharfe
Gebirgswind, rührt sich's wie im Traum
Und von selber tönt die Harfe.

Ich lieg' im Gras und rege kein Glied;
Erst klagen kaum hörbar die Saiten . . .
Dann wächst es und rauscht wie ein Heldenlied,
Ein Lied aus der Väter Zeiten.

IV.

Mein Herz ist wie ein Saitenspiel.
Sie haben gar vieles gemeinsam;
Sie haben der freundlichen Gönner viel,
Und dennoch sind beide einsam.

Was beide Schlimmes auch erlebt,
Es hat sie nicht verbittert;
Und wenn sie hie und da gebebt,
Ist's, weil sie vor Wohllaut gezittert.

Es haben sich um schnöden Lohn
Die beiden nie verdungen;
Doch beiden ist im Leben schon
Manch' eine Saite gesprungen.

Viel minder heimisch im Königssaal,
Als unter des Dorfes Linde,
Ist beider Wohllaut auch manchmal
Ganz spurlos verklungen im Winde.

Und Alles, was das Herz erträgt,
Die Harfe muß es klagen,
Und nach dem Takt, den jenes schlägt,
Wird diese stets geschlagen.

V.

O Lebensfrühling, Blüthendrang,
O süßer Duft, o holder Mai,
O blaue Luft, o Jugendklang,
Wie lange, ach, seid ihr vorbei!

Und die Erinnerung davon,
Die mir im wunden Herzen bebt,
Ist eines Glöckleins Silberton,
Der über einer Walstatt schwebt.

(1870)

Stimmungsbilder.

1.

Es brennet heiß des Mittags Gluth;
Der Weih sich hoch im Aether wiegt,
Und über blauer Wellen Fluth
Die leichtbeschwingte Schwalbe fliegt.

Und schüchtern aus dem Schilfrohr schaut,
Das rings vor ihrer Schönheit bebt,
Die Lilie, eine zarte Braut,
Um die ein bunter Falter schwebt.

Ein Knabe schaukelt sich im Kahn,
Der von dem grünen Strande flieht,
Und seine Spuren kreuzt ein Schwan,
Der langsam seine Kreise zieht.

Wie sich Natur in holder Pracht
So sanft, so zahm und milde stellt!
Hat doch der Sturm erst gestern Nacht
Ein Schiff an steilem Fels zerschellt!

Nun sieht man Silberwölkchen zieh'n,
Es säuselt in verhalt'nem Weh'n
Ein Lufthauch fromm und sanft dahin,
So ganz, als wäre nichts gescheh'n.

Des Himmels blau und rein Gebild
Schaut lächelnd auf das Wrack im See; —
So schaut ihr Auge blau und mild
Herab auf meines Herzens Weh. —

2.

Rings Wald und Moor. Wie schwül die Luft!
Die Wildniß hier, wie abgelegen!
Gleich einer dunkelgrünen Gruft
Gähnt schweigend mir der See entgegen.

Ein Wasserhuhn huscht scheu empor
Und duckt sich wieder unter'm Schilfe:
Gedehnt und wimmernd tönt vom Moor
Ein Laut oft, wie ein Ruf um Hilfe.

Ein Geier schwebt mit schrillem Pfiff
Hoch über meinem Haupt im Blauen . . .
Am Strande liegt ein leckes Schiff,
Wie eine Leiche anzuschauen.

Und fernher — kalt und feierlich —
Ragt das Gebirg mit seinen Gletschern;
Es spiegelt in den Wellen sich,
Die um's versunk'ne Pfahldorf plätschern.

(1871)

Die Kapelle am Strande.

Langsam und kaum vernehmbar theilt
Die wellenlose Fluth der Kiel;
In meiner Seele zittert nach
Der Ton aus einem Saitenspiel.

Horch! dieser sanft gedämpfte Laut,
Der Erd' und Himmel mild versöhnt . . .
Das Abendläuten ist's, das fern
Von der Kapelle niedertönt.

Bescheiden von dem Felsgrund sieht
Sie über's Meer, so endlos weit;
— So schauet wohl ein fromm Gemüth
Hinüber in die Ewigkeit.

Roman.

Da liegt im Schatten der Linden
Einsam das Gotteshaus;
Glockenklang mit den Winden
Zittert in's Land hinaus.

Es sprudeln und plätschern die Bronnen
Wohl um die alte Abtei;
Im Klostergarten die Nonnen
Wandeln zwei um zwei.

Die eine, die mich betrachtet,
Senkt tiefer den Schleier auf's Kleid; . .
Doch tiefer noch umnachtet
Die Seele mir Reu und Leid.

(1869)

Die zerfallene Vigne.

I.

Du grüne, blühende Wildniß
Voll Nachtigallenruf,
Die einst ein Frauenbildniß
Zum Wohnsitz für Götter schuf,

Du altes Landhaus, in Reben
Und Feigenbäumen versteckt . . .
Als damals zu neuem Leben
Das schönste Weib dich erweckt:

Wie plätscherten rings die Bronnen,
Wie goß auf dieses Haus
Eine Fülle verschwiegener Wonnen
Liebe und Jugend aus!

Ihr, zum Asyl der Tauben
Kytherens auserwählt,
Ihr schattigen, heimlichen Lauben,
Wie seid ihr nun entseelt!

Umsonst ist all' mein Lauschen
Nach Herrin und Gesind . . .
Verschlafene Wipfel rauschen
Leise im Morgenwind.

Umsonst ist all' mein Rufen . . .
Das Echo höhnt mich rings . . .
Auf den zerbröckelnden Stufen
Schläft eine verwitterte Sphinx.

II.

Als ob es heute wäre,
So denk' ich noch daran . . .

Ueber dem purpurnen Meere
Schaukelte mein Kahn.

Ich kämpfte mit Wind und Welle
Und spähte nach dem Strand,
Bis ich die umbuschte Kapelle
Und das einsame Kloster fand.

Verstohlen anzulegen,
Sucht' ich die stille Bucht;
Mein Herz schlug dir entgegen
In Liebe und Eifersucht.

Die Nacht war weich und lüstern,
Und vom Limonenhang
Scholl süßes Mädchenflüstern
Und rauschender Gesang.

Ich hörte die eigenen Lieder . . .
Umdämmert vom Mondenschein
Glänzten die weißen Glieder
Der Götterbilder im Hain.

Und als nach kecker Landung
Ich heimlich dann erschien:
In griechischer Gewandung
Wie einst die Lesbierin,

Die Priesterin der Musen,
Sangst du: „Die Nacht bricht ein,
Vor Sehnsucht wogt mein Busen,
Doch weh'! ich bin allein!“

Die Laute war dir entfallen,
Als du mich gesehen kaum . . .
Es schlugen die Nachtigallen,
Sie schlugen wie im Traum.

III.

Wo blühender Gärten Teppich
Umsäumte des Rasens Sammt,
Da üben jetzt Schlingkraut und Eppich
Ihr Todtengräberamt.

Ihr Marmorleiber, ihr schlanken,
Nun liegt ihr im Gras und Gesträuch;
Es klammern die Brombeerranken
Die blühenden Arme um euch!

Hier Trümmer von Götterbildern,
Dort sinkendes Gebälk,
Die Lorbeergruppen verwildern,
Die Rosenhaine sind welk.

Der Satyr, der einst mit Grinsen
Die sträubende Nymphe liebkost,
Hier liegt er, umwuchert von Binsen,
Verstümmelt und übermoost.

Aus Muschelkiefern gähnen
Die Grotten . . . versiegt im Gestein,
Versandet sind die Fontänen,
Die Tritonen nickten ein.

Nur eine Quelle mit Zaudern
Rieselt noch durch's Gebüsch . . .
Die Wellen plätschern und plaudern,
Sie plaudern so träumerisch.

Die eine erzählt der andern
Von einem entschwundenen Glück . . .
Die Wellen wandern und wandern
Und keine kehrt zurück.

(1870)

Fragment aus Sicilien.

Wo der azurnen Woge Spiel
Sich bricht am Apenningeklipp',
Begrüßt' ich jüngst auf leichtem Kiel
Dein Grab, Virgil,
Am grottenkühlen Posilipp!

Und Platens Gruft besucht' ich heut',
Hier, wo Siciliens fremder Strand
Ihm seinen schönsten Lorbeer beut
Und Blüthen streut,
Die ihm versagt das Vaterland.

So gieng zur Ruh' im Aschenkrug
Nun jenes Herzens mächt'ger Puls,
Der, als er noch begeistert schlug,
Mit Pindars Flug
Vereint den weichen Ton Tibulls.

Ruh' sanft, o Platen! Wer verbannt
Vom Volk, das er zumeist geliebt,
Wer von der Heimat, schwer verkannt,
Sich abgewandt,
Ist müd', auch wenn er ihr vergibt.

Und doch beneid' ich dich. Denn dort,
Wo sie dich kühl verläugnet, rauscht
Dein Name schon geflügelt fort;
Es zählt dein Wort
Zu jenen, d'rauf die Zukunft lauscht.

(1855)

Am Meere.

Wie süß ist's, von wonnigen
Lüften umhaucht,
Den Blick in den sonnigen
Aether getaucht,

Entflohen dem eiligen,
Hastigen Thun,
Am Busen des heiligen
Meeres zu ruh'n!

Das Herz, wie auf schaukelnden
Wellen der Kiel,
Hintreibend, den gaukelnden
Träumen ein Spiel;

Umkost, von unzähligen
Armen umschmiegt,
Umplätschert, in seligen
Frieden gewiegt.

(1870)

Südlicher Ueberdruß.

Ihr Helden, ruhm- und thatenreich,
Ihr Normannenfürsten, ihr kecken,
Als ihr gründetet dieses sicilische Reich,
Was war't ihr für herrliche Recken!

Und du, o gefürchteter Genserich,
Ihr kühnen Vandalenhorden,
Hier unter dem tropischen Himmelsstrich
Was seid ihr für Memmen geworden!

Ihr lerntet Flöten- und Saitenspiel,
Und üppige Weiber küssen!
D'rum habt ihr nach ruhmvoll errungenem Ziel
Auch so schmählich enden müssen.

Auch du, o deutsche Ritterschaft,
Ihr mächtigen Hohenstaufen,
Verlor't im Welschland die beste Kraft
Und verlerntet das Herrschen und Raufen!

Die Gärten des Südens, sie duften zu stark,
Hier lispeln zu süß die Töne
Der Frauen . . . Das zehrt wie Gift am Mark
Der gewaltigen Nordlandssöhne.

Heiß' schweigen, o Weib, den Sirenenmund
Und die Glieder laß' unentkleidet! . . .
Mir ist in der Seele tiefstem Grund
Dieser südliche Zauber verleidet.

(1871)

Eglantine.

Wie der Sturmwind, der über die Haide pfeift
Ohne Rast, ohne Ruh', ohne sichere Statt,
So mein heißer Sinn über die Erde schweift,
So mein Herz, das keinen Freund, keine Heimat hat. —
Die sanfte blaue Blume im wogenden Korn,
Die zahme Blume ist nicht für mich —
Eine wilde Rose lieb' ich
Mit scharfem Dorn.

Ich grüß' dich, du trotzig, schwarzäugig Kind!
Du liebst die Liebe, ich liebe den Schmerz;
Mein Sinn ist wie der brausende Wind,
Eine wilde Rose sei dein Herz. —
D'rin lod're die Liebe, d'rin laure der Zorn;
Einen Kuß, einen Kuß mir gib!
Eine wilde Rose sei unsere Lieb'
Mit scharfem Dorn!

Mein Sinn ist wie der brausende Wind;
Was soll dein Zürnen, was soll dein Harm?
Wo ist dein Trotz? laß los, mein Kind,
Laß los den weißen, den schwellenden Arm!
Frische Morgenluft meine glühende Stirne küßt;
Dem schäumenden Renner den hetzenden Sporn!
Eine wilde Rose mein Leben ist
Mit scharfem Dorn.

Lebewohl.

Noch einmal laß, du holde Fei,
In meinem Arm dich wiegen!
Das war ein wundersamer Mai,
So süß und so verschwiegen.

Ich kann es nicht; doch könnt' ich's auch,
Ich möchte dich nicht halten,
Da sich im ersten Frühlingshauch
Die Schwingen dir entfalten.

Du weißt es wohl, die tiefste Kluft
Liegt zwischen unsern Pfaden;
Es ist dein Loos, in Glanz und Duft
Des Glückes dich zu baden.

Leb' wohl, leb' wohl! Das Band zerriß,
Gewoben aus eitel Wonne . . .
Mein Leben liegt in Finsterniß,
Du bist ein Kind der Sonne.

(1871)

Nacht.

Der Westwind streichelt die Locken
Schauernder Bäume; wie Schnee
Fallen die Blüthenflocken . . .
Klänge der Abendglocken
Zittern über den See.

Oben im Wolkenlosen
Kreiset der Sterne Lauf;
Doch unter Küssen und Kosen
Gehen hier unten Rosen,
Rosen und Lieder auf.

(1869)

Meines Kindes Abendgebet.

Der Tag ist um,
Und wiederum
Hat deine Macht
Dein Kind bewacht!
Und fort und fort
Bet' ich zu dir:
O Herr, mein Hort,
Sei du mit mir!

In deiner Hut
Wie bin ich gut!
Kein Vögelein
Ist dir zu klein;
Mein Kindeswort
Dringt auch zu dir:
O Herr, mein Hort,
Sei du mit mir!

Dich fleh' ich an:
Zeig' mir die Bahn,
Laß' fromm und rein
Mein Leben sein!
An jedem Ort
Steh' ich vor dir; —
O Herr, mein Hort,
Sei du mit mir!

(1857)

Herbstgefühl.

Die ganze Schöpfung steht in Trauer;
Das Laub der Bäume färbt sich gelber,
Und ach! mir ist, als fühlt' ich selber
Im Herzen kalte Winterschauer.

Wie ringsum Alles stirbt und endet!
Bei diesem Welken und Verderben
Fleh' ich: o Gott, laß' mich nicht sterben,
Eh' ich ein schönes Werk vollendet!

Hin!

Als der Sommersonne Gluthen
Noch auf den Gefilden ruhten,
Fühlt' von Poesie und Liebe
Ich den Busen überfluthen.

Um die Mauer gelb und traurig
Seh' ich nun die Rebe ranken;
Herbstwind weht durch mein Gemüthe
Und verwelkt sind die Gedanken.

Gib mir jenes Meer von Wonne,
Gib auf's neue meine Lieder,
Süße Maid, o gib mir eine
Jener Sommernächte wieder!

Klage.

Seit ich ein Mal dich umfangen,
Bin ich nur noch mehr verwaist;
Ach! vergebens
In des Lebens
Wirbel stürz' ich, denn gefangen
Hält dein Zauber meinen Geist.

Oft in ungestümem Sehnen
Heben meine Schwingen sich;
Doch mit leisen
Schlägen kreisen
Wie ein Zug von wilden Schwänen
Die Gedanken nur um dich!

Ob mich auch die Welt entsagen,
Die Vernunft entsagen heißt,
Eine Brücke
Meinem Glücke
Pflegen Träume Nachts zu schlagen,
Bis der Tag den Wahn zerreißt.

(1870)

Abschied.

Die Blume bricht des Nordwinds Hauch,
Der Schmerz an meinem Herzen frißt;
Ob glänzender dein Elend auch
Ich weiß, daß du doch elend bist.

Mein Herz, das heiß für dich gepocht,
Birgt einen Schatz von reinem Gold;
Du hätt'st zu heben ihn vermocht,
Du aber hast es nicht gewollt.

Wir könnten beide glücklich sein;
Du weißt es wohl und willst es nicht.
O mög' es nimmer dich gereu'n!
Leb' wohl! dies sei dein letzt' Gedicht!

Bei Ragatz.

Dort, wo der Rheinstrom breit und träg hinfluthet durch's Markgrafenland,
Dort knüpften wir ein inniges, ein engumschlingend-festes Band.
Hier, wo er voll von Jugendmuth dahin sich stürzt in raschem Lauf,
Hier wurde uns're Liebe kalt, hier hörte sie zu lieben auf.
In's Leben wonnetrunk'ner Lust stürzt' ich hinein mich rasch und wild;
Da war ich stolz, da war ich kühn, war ganz des jungen Rheines Bild.
Doch seit — wie dieser Strom sich gießt in's blaue, ruhig-große Meer —
Ich mich so ganz verlor in ihr, find' ich mein eigen Selbst nicht mehr.

Ersatz.

Zwar ich lernte früh ertragen,
Was mir Bitt'res widerfuhr;
Denn ein schmerzliches Entsagen
Ist dies kurze Dasein nur.

Alle Sehnsucht ruft vergebens
Wie ein Ach, im Wind verhaucht,
Einem Glück, das in des Lebens
Dunkeln Strom hinabgetaucht.

Aber trifft von deinem Munde
Nur ein flüchtig Wort mein Ohr,
Dann ersetzt mir die Sekunde,
Was in Jahren ich verlor.

(1869)

Bitte.

Ich bin so müd', als gieng's mit mir zur Neige;
Der Herbsthauch deiner Seele hat entblättert
Die einst so üppig frühlingsgrünen Zweige,
Durch die die Lerche Poesie geschmettert.

O du bist hart! was konnte dich bewegen,
Die junge Welt in meiner Brust zu morden?
Einst war dein Wort ein milder Gottessegen,
Wir waren reich; — wie arm sind wir geworden!

Ein einzig Wort von dir war zaubermächtig:
Die Lieder, die in meiner Seele ruhten,
Der Dichtung Lichtstrom, hell und farbenprächtig,
Begann so reich, so voll hervorzufluthen.

O sprich es noch einmal! du kannst nur wollen,
So wird mein Herz sich willig dir erschließen,
Und sieh', aus meiner Seele Tiefen rollen
Die schönsten Perlen wieder dir zu Füßen!

Schwermuth.

Fraget nicht, was mich so eigen
Oft — selbst im Genuß des Schönen —
Aufschreckt, was bei frohen Tönen,
Tanz und Reigen
Mich versenkt in jähes Schweigen!

Wie vor schweren Ungewittern
Bange Ahnung lähmt das Leben,
Fühl' ich mit geheimem Beben
Diesen bittern
Schmerz durch meine Seele zittern.

Jenen Gram, den nimmersatten,
Sucht' ich oft mit sanftem Streicheln
Einzuschläfern, wegzuschmeicheln,
Zu bestatten;
Doch er folgt mir wie mein Schatten.

Selbst bei holder Rosenmunde
Sanftem Lächeln, süßem Plaudern
Ueberfällt's mich oft mit Schaudern . . .
Tief im Grunde
Meines Herzens klafft die Wunde.

Mag mich aufwärts das Gefieder
Angebornen Wohllauts tragen,
Immer kehrt im sanften Klagen
Meiner Lieder
Jener Ton der Wehmuth wieder.

Laßt den Trost! er ist vergebens;
Denn ich fürchte, was so bange
Mich beschleicht, sogar im Drange
Meines Strebens,
Ist der Schmerz verlor'nen Lebens.

(1870)

Trost im Leide.

Nun laß das Lamentiren
Und halte Maß!
Man kann nicht mehr verlieren
Als man besaß.

Wer einst mit vollen Armen
So reiches Glück
Umschloß, kann nie verarmen,
Denkt er zurück.

Wer so genoß der Wonne,
So lang er jung,
Den wärmt wie eine Sonne
Erinnerung.

(1871)

Warum?

Holde, braune Augensterne
Mit dem Zauber unergründet,
O, ich früg' euch gar zu gerne,
Was ihr Mund mir nie verkündet!

Wenn ihr blicket in die meinen
Wie die Augen sanfter Tauben,
Sagt, wie könnt ihr ruhig scheinen
Und doch mir die Ruhe rauben?

Einer Italienerin.

Nach dem Takte fremder Lieder
Schwebst du lieblich hin im Tanz;
Dieser Rhythmus deiner Glieder
Fesselt meine Sinne ganz;

Diese Locken, diese dunkeln,
Dieser Ausdruck, diese Kraft,
Und im Auge dieses Funkeln
Einer trunk'nen Leidenschaft.

Aber Maß und Anmuth zügeln
Jeden Wunsch; er schweigt besiegt,
Wo die Schönheit sich auf Flügeln
Ihres eig'nen Wohllauts wiegt.

Auf Melchior Meyr.

Du spannst an der Gedankenspule
Und keinem Wurme thatst du weh;
Noch stammte aus der alten Schule
Dein philosophisch A-B-C.

Die schreiendsten Konflikte gütlich
Zu schlichten, warest du gewöhnt;
Wie hat sich Alles so gemüthlich
Bei dir umarmt, ergänzt, versöhnt!

Du fandest Alles wohl „hinieden"
Und „jenseits" Alles wohl bestellt;
Du lebtest mit dir selbst im Frieden,
Im Frieden hin mit „Gott und Welt".

Nur ein Mal schien dir fast zu trocken
Der Ton . . . und ein politisch Buch
Schriebst du, beinahe selbst erschrocken
Ob dem vermessenen Versuch.

Den Geistern, welche „stets verneinten",
In deiner frommen Art zu nah'n,
Risquirtest du die wohlgemeinten
„Gespräche mit dem Grobian".

Da kam und schloß die milde Lippe,
Die gläub'ge, dir für immer fest
Der Grobian mit seiner Hippe,
Der gar nicht „mit sich sprechen" läßt.

(1871)

An —.

Freund, in allzuhohem Stile
Dichtest du nun schon seit Jahren;
Ach, du könntest dir ersparen
Diese schönen Hochgefühle!

Die Gedanken auszureifen,
Widerspricht der heutigen Mode;
Als ein lachender Rhapsode
Lerne Welt und Zeit begreifen!

Beide wirst du, statt mit Klagen
Oder ethischer Betrachtung,
Nur in schweigender Verachtung
Oder mit Humor ertragen.

(1870)

An die Eine.

Ich habe Land und Leute,
Ein Königreich ist mein;
Ich liebe dich, du Holde!
Willst du nicht Königin sein?

Meine Phantasie und Dichtung
Das ist mein Königthum,
Und dieses Reich erstreckt sich
Um die ganze Welt herum.

Ich hab' einen großen Hofstaat
Und Mädchen, dich zu bedienen;
Es harren deiner Befehle
Stanzen, Sonette, Terzinen;

Sind liebliche Gestalten,
Gar zierlich anzuschau'n;
Meine schlanken, schmucken Ghaselen,
Das sind deine Kammerfrau'n.

Ich gebe dir Land und Leute,
Mein Königreich sei dein;
Ich liebe dich, du Holde!
Willst du nicht Königin sein?

(1853)

Wir und sie.

Zwar meinen die Heuchler und Frommen
Und ziehen ein scheel' Gesicht,
Daß sie in den Himmel kommen,
Wir aber nicht.

Wir sind mit dem Diesseits zufrieden,
Ich und mein reizend Kind,
Und freu'n uns, daß wir hinieden
Schon selig sind.

Denn möchten wir einst erhalten
Im Himmel den besten Ort,
Und erschienen die Frömmlergestalten:
Wir zögen fort;

Und sprächen: „Geruh' uns beide,
O Petrus, dahin zu thun,
Wo Anakreon der Heide
Und Sappho ruh'n!

Und führte der Weg zu diesen
Durch's schwärzeste Höllenthor,
Wir zieh'n ihn den Paradiesen
Der Mucker vor."

(1871)

Aufschluß.

Du hältst die Dichter, liebes Kind,
Für schnöde Atheisten;
Doch viele unter ihnen sind
Ganz gut katholische Christen.

Sie wissen nicht bloß die Mutter Marie
In ihrem Kultus zu schätzen,
Sie fallen in gläubiger Andacht auf's Knie
Vor allen Göttern und Götzen.

Wo nur ein Fürstengünstling zu seh'n,
Nah'n solche Priester des Schönen
Bäuchlings und lassen mit Augenverdreh'n
Ihr: «Ora pro nobis!» ertönen.

Doch gibt's noch Dinge, die schlimmer sind,
Als solche Litaneien . . .
Gib mir den Arm . . . wir sprechen, mein Kind,
Am besten darüber im Freien!

(1870)

Zeitgedichte.

1.

Ihr, die ihr tapfer zogt vom Leder
Und die ihr nach geschlag'nen Schlachten
So artig seid, nicht zu verachten,
Was ich geleistet mit der Feder,

Verlangt nicht, daß in matten Bildern
Ich diese Zeit von Blut und Eisen
Mit meinen leichten Liederweisen
Jemals versuche nachzuschildern!

Hätt' ich selbst mit euch die Gefahren
Getheilt bei dieser Schilderhebung,
Wie ich für Deutschlands Neubelebung
Im Mitteltreffen stand seit Jahren:

Wie könnt' ich wähnen, im Gedichte
Mit Worten je hinanzureichen
An Thaten, welche ihresgleichen
Nicht finden in der Weltgeschichte?

2.

Kaum senkt der müde Krieg die Sichel,
Steht für ein stattlich Völkerhaus
Das Baugerüste da; der Michel
Trat seine Knabenschuhe aus.

Und Süd und Nord, so lang geschieden,
Erkennen froh, seit sie gesellt,
Daß dieser deutsche Völkerfrieden
Den Frieden sichert aller Welt.

(1871)

Eine muntere Alternative.

Du Mann der doktrinären Zunft!
Entscheide dich . . . klar steh'n die Dinge:
Hier brennt die Fackel der Vernunft
Dort sind die dreißig Silberlinge.

Dort dräut der Bann des Vatikans,
Hier ist der Hammer, ihn zu sprengen;
Hier winkt das Kreuz des Pöbelwahns
Und dort der Strick, dich d'ran zu hängen.

(1872)

Auf Gegenseitigkeit.

Wir leben in einer praktischen Zeit
Und Alles treibt sich gewerblich,
Vermittelst Gegenseitigkeit
Wird jeder Lump unsterblich.

D'rum, wenn du meinem Stern vertraust,
So wollen wir uns vereinen,
Und wenn du meinen Juden haust,
So hau' ich dir den deinen.

Wofern du recht emsig darüber streichst,
So ähnelt dem Golde das Messing;
Und wenn du mich mit Goethe vergleichst,
Vergleich' ich dich mit Lessing.

(1872)

Episteln.

I.

Deutsches Dichterloos.

(An einen jungen Poeten.)

Noch träumst du von den Kränzen des Ruhms
Einer glänzenden Carrière,
Du Kandidat des Märtyrthums
Der deutschen Dichtermisère.

An eines Abgrunds blumigem Saum
Tänzelst du harmlos den Reigen,
Dir wachsen Wunder an jedem Baum
Dein Himmel hängt voller Geigen.

Du sendest die Erstlinge aus; dir glüht
Die Wange; du weinest in süßer
Erwartung . . . ein Blatt für „Geist und Gemüth"
Behält sie als Lückenbüßer.

Du ladest dich bei den Göttern zu Gast
Und erhebst dich übers Gesindel
Gewöhnlicher Menschen im Flug; dich erfaßt
Der bekannte Unsterblichkeitsschwindel.

So schwärmst du . . . Jahre geh'n herum,
Du erscheinst, in Goldschnitt gebunden
So wirksam verlegt, daß das Publikum
Dich immer noch nicht gefunden.

Doch ja; man bittet dich dort und hier
Zum Thee . . . du vernimmst ein Gewimmer,
Es lispelt mit oder ohne Klavier
Deine Verse ein Frauenzimmer.

Der Hofrath gähnt . . . der Banquier ruft:
„Nicht übel!" Die Gattin: „wahrhaft
Beautyfull!" Doch der Weihrauchduft
Ist mehr berauschend als nahrhaft.

Und wenn die Weihrauchwolken verweh'n
Und der Beifall hysterischer Frauen,
Dann wirst du allmählig Dinge seh'n,
Die dich nur mäßig erbauen.

— — Du hoffst noch immer, indeß mit der Zeit
Die Schwingen den Dienst versagen;
Du fühlst eine seltsame Nüchternheit
Im Kopf und besonders — im Magen.

Wohl kann man als Pensionär zur Frist
Noch deutsche Höfchen umlungern;
Doch wenn du wirklich ein Dichter bist,
Dann wirst du auch wirklich verhungern.

Zwar, wie es verschiedene Pflanzen hat
Im deutschen Dichtergarten,
So gibt es — bist du lebenssatt —
Auch verschiedene Todesarten.

Und wenn du gestorben — was immer dein Theil:
Noth, Selbstmord, Gemüthsvergiftung —
Dein Bildniß bringt das Organ des Herrn Keil,
Dich begräbt die Schillerstiftung.

Und schlüge noch das teutsche Herz
Des alten Ludwig von Baiern,

Du würdest in Marmor oder in Erz
Deine Auferstehung feiern.

Herr Ludewig und sein Künstlertraum,
Sie wurden beide zu Staube;
Die Jungfer Marlitt beherrscht den Raum
In den Spalten der Gartenlaube.

Und befaßt sich die Schillerstiftung nicht mehr
Mit deutschen Dichterschatten,
Dann lebt noch ein Recensentenheer . . . .
Das wird dich sicher bestatten,

So sicher — kein Hahn wird nach dir schrei'n,
Es schweigen alle Trompeten . . . .
Du brauchst deßhalb nicht in den Verein
Für „prunklose Bestattung" zu treten.

II.

Einem Freunde.

Bilder von dem heutigen Stande
Der Kultur im deutschen Lande,
Winke wünschest du mitunter . . .
Danke schön! es steht recht munter.

Seit die Literarfabriken
Unsern Schönheitssinn erquicken,
Feiern Dichter und Verfasser;
Denn ihr Handwerk geht am Wasser.

Geht am Wasser, geht am Dampfe . . .
In dem großen Bildungskampfe
Stehen nebst des Geistes Essen
Fünfzehntausend Dampfdruckpressen.

Diese Monstredampfmaschinen
Muß ein Mohrenvolk bedienen,
Daß es uns'rer Bildungsmutter
Presse nicht gebricht an Futter.

Zwar ich habe ihrer Pressen
Pferdekräftezahl vergessen —
Leipzig, Stuttgart, Hildburghausen —
Doch ich denke d'ran mit Grausen,

Was in Deutschland die Verleger
Als der „wahren Bildung" Träger
Mit so vielen Pferdekräften
Leisten in Kulturgeschäften.

Alles wird mit Dampf betrieben,
Nur gedruckt, nicht mehr geschrieben;
Uns're Literaten-Mohren
Sind ja nur zum Druck geboren.

Einst, wenn der Kulturbediente
Deutschlands ganz entwöhnt der Tinte,
Bricht dem Sprichwort auch die Spitze,
Daß er „in der Tinte sitze".

III.

Ave Cæsar!

Du schilderst der Dichter Misère so groß;
Doch find' ich ihr Schicksal nicht schlechter,
Als etwa das bekannte Loos
Der berühmten römischen Fechter.

Mit Menschen und Thieren kämpften sie,
Im Sterben den Schmerz noch verhehlend;
Uns aber verfolgen nur Critici,
Die Noth und das lumpige Elend.

Drum bekränze dein Haupt und salbe den Leib
Und schärfe die Spitze der Feder,
Und zieh' getrost zum Zeitvertreib
Der Nation vom Leder!

Noch ist es Zeit; besinn' dich indeß!
Geschlossen ist noch die Schranke . . .
Morari inter homines
Wär' auch ein schöner Gedanke.

Jedoch ich kenne deine Begier
Nach Ruhm . . . vox sua lena
Fuit; . . . so öffnet sich denn vor dir
Die deutsche Dichterarena.

Du trittst hinein, du schaust dich um
Nach Cäsarn und siehst sie mit nichten;
So wirst du an's deutsche Publikum
Den Gruß der Sterbenden richten.

Statt von Togaträgern wirst du fixirt
Von Recensenten, mißstimmten;
„Euch grüßen", stotterst du etwas genirt,
„Die zu rühmlichem Tode Bestimmten."

Der Kampf beginnt; zwar bedroht dich kein Thier,
Nicht Löwe, noch Hyäne;
Du fichtst mit dem Schicksal, . . doch zeigt es sich schier
So schnöd oft und grausam wie jene.

Sieh' zu, daß du wider das schlimmste Geschick
Dich immer mit Anmuth vertheidigst,
Und daß du den schönheitsbedürftigen Blick
Der Menge nicht beleidigst!

Zeig' weder Schmerzen, noch Verdruß
Und klage nicht pathetisch!

Der Anblick der Qualen ist kein Genuß,
Der Jammer ist nicht ästhetisch.

Und hast du endlich mit Muth oder List
Das Scheusal glücklich gebändigt,
Und jauchzt dir die Menge Beifall und ist
Der erste Kampf beendigt:

Dann bewundern dich Frauen mit Blicken der Gunst
Und werfen dir Rosen zu Füßen;
Dann nahen dir auch die Genossen der Kunst,
Deine Gegner, das Handwerk zu grüßen.

Sie kommen aus keiner Fechterschul'
Von keinem berühmten Lanisten,
Sie kommen gewöhnlich vom Schreiberstuhl
Aus der Bande der Journalisten.

Und nun beginnt der andre Strauß,
Der Vielkampf mit deinen Kollegen;
Sie sehen so freundlich und harmlos aus
Und treten dir heimlich entgegen.

Und hast du den Einen und Andern erst
Geworfen, so fleht er dich bäuchlings
Um Schonung; doch wenn du den Rücken ihm kehrst,
Durchspießt dich der Tapfere meuchlings.

Sie nah'n dir mit Schmeicheln und möchten doch nur
Dich unversehens erdolchen . . .
Mein Freund, das ist eine heikle Mensur . . .
Drum nimm dich in Acht vor den Strolchen!

Trifft Einer dich in's Herz hinein,
Zeig's nicht in deinen Zügen,
Und gib dir vor der Welt den Schein,
Als empfänd'st du das tiefste Vergnügen!

Sicht stolz und schön! . . . mit leichtem Sinn
Empfange jede Wunde,
Und sprudelt dein Blut, dein Herzblut hin,
Laß es sprudeln mit lachendem Munde!

Doch hast du mit Kühnheit, mit Eleganz
Und Anmuth im Muskelspiele
Dich sattsam bewährt im Waffentanz
Und warfst du der Gegner viele,

Und stieg das Int'resse, das du geweckt
In wachsender Entfaltung:
Dann, Theuerster, kommt erst der Schlußeffekt . . .
Das „Sterben in schöner Haltung".

In diesem Punkt erst offenbart
Sich der Meister auch hier zu Lande
Wegen der eigenthümlichen Todesart,
Die üblich in unserm Stande.

Drum entsag' dem Genuß und entbehre das Brod
Und übe dich bei Zeiten . . .
Ein graziöser Hungertod
Hat stets seine Schwierigkeiten.

(1870)

Feudaler Jammer.

Hans Rechberg trank ennetbirgischen Wein,
War munter und guter Dinge;
Er sprach zu Thomas von Falkenstein:
„Du schlägst eine gute Klinge!

Du schlägst eine Klinge . . . im ganzen Land
Kann Keiner mit dir sich messen,
Und dennoch verlorst du unter der Hand
Die Schlösser, so du besessen!"

Doch dieser sprach in jähem Grimm
Und stürzte seinen Humpen:
„„Beim heiligen Georg! die Zeit ist schlimm . . .
Und Niemand mag mir pumpen.

Vom Stegreif lebt sich's auch nur schlecht,
Wir brauchen Tafft und Zindel,
Und froh vom Leder zieht der Knecht
Und das schnöde Krämergesindel.

Die Zeit ist schlimm . . . mir vergeht der Geschmack
Am Wegelagern und Balgen . . .
Ich wollte, das Bauern- und Bürgerpack
Es hienge am höchsten Galgen.

Kein fröhlicher Krieg ist mehr im Land,
Kein Geschäft mehr hinter der Hecke . . .
Ich glaube, es wachsen unserm Stand
Ueber den Kopf die Pfeffersäcke!""

Und Rechberg sprach: „Fast hast du Recht,
Die Noth der Zeit ist bitter!
Doch bleibt das Volk stets ein dienstbar Geschlecht,
Wir bleiben stets Grafen und Ritter.

Und wie es zu allen Zeiten geschah,
Geschieht es zu allen Zeiten:
Die Klugheit der Einen ist dazu da,
Auf der Dummheit der Andern zu reiten.

Laß Schätze sie häufen und pflügen das Land,
Laß sie schaffen und sammeln wie Bienen . . .
Wir leben als privilegirter Stand
Nur um so munt'rer aus ihnen!

Laß ihnen die Mühsal, laß ihnen den Schmutz,
Laß sie knacken die härteren Nüsse
Des Daseins! . . . uns bleiben der adlige Trutz
Und die feineren Lebensgenüsse!

Und wenn man das Volk nicht zu ködern mehr weiß,
Dann wird das Haar geschoren:
Wir machen als Pfaffen die Hölle ihm heiß
Und zieh'n ihm das Fell über die Ohren!"

(1871)

Fröhliche Botschaft.

Dort, wo die Wellen schäumen
Am äußersten Seeesend',
Dort liegt zwischen Apfelbäumen
Ein Haus und ein freundlich Geländ'.

Ein Mädchen mit blonden Haaren
Wird weilen in der Näh',
Das wird dich herüber fahren
Wohl über den blauen See.

Und lacht sie fröhlich und heiter
Und blüh'n ihr die Wangen roth,
Dann sag' ihr von mir nichts weiter,
Als nur: ich wäre todt.

Doch siehst du ihr Mündchen beben
Und trübt sich ihr Auge klar,
Dann sag' ihr: ich sei noch am Leben
Und komme zurück über's Jahr.

Und senkt sie den Blick, den frommen,
Und stottert sie scheu und verwirrt —
Dann sag' ihr: ich sei schon gekommen
Und sitze beim Schwanenwirth.

(1870)

Tanzlied.

Des Goldbauern Hiesel
Dem gieng es recht schlecht,
Er liebte die Liesel,
Die Liesel den Knecht.

Des Goldbauern Hiesel
Hatt' Thaler, die ächt;
Er gab sie der Liesel,
Sie gab sie dem Knecht.

Des Goldbauern Hiesel
Sagt, daß er sie möcht;
Da lachte die Liesel
Und küßte den Knecht.

Des Goldbauern Hiesel
Hat alles verzecht,
Da ließ ihn die Liesel
Und gieng zu dem Knecht.

Des Goldbauern Hiesel
Ward dennoch gerächt;
So wie ihn die Liesel
Verrieth sie der Knecht.

(1872)

Auf den Tod eines jungen Dichters.

I.

Fünf Treppen hoch, fünf Treppen hoch,
O Volk, da wohnet dein Poet!
Der Sturmwind nur ist sein Gesell,
Der rauh durch die Mansarde weht.

Ein schlechtes Bett, ein Stuhl, ein Tisch,
Das ist sein einziges Geräth;
Ein Fluch auf seine Armuth ist
Sein Morgen- und sein Nachtgebet.

Ein wilder Fluch war sein Gebet; —
Er hüllte sich in diesen Fluch,
Der ihn erwärmt mit heißem Haß,
Ein Mantel — jetzt sein Leichentuch.

II.

Wohl, wem früh schon der Befreier
Tod sich naht, wem — Hölderlin
Oder Lenau gleich — die Schleier
Sanfter Nacht den Geist umziehn!

Manchen, der — noch jung an Jahren —
Jede Gunst des Glücks erfuhr,
Sah ich welk, mit grauen Haaren,
Und das Eine blieb ihm nur:

Auf ein Leben ohne Thaten
Tief beschämt zurückzuschau'n . . .
Müd, enttäuscht, verkannt, verrathen
Und entnervt vom Kuß der Frau'n.

Auf eine Todte.

Ha! dieser Reize reicher Ueberfluß
Ist schon so frühe in den Staub gesunken!
Es hat der kalte Tod mit seinem Kuß
Schon deiner Seele heißen Wein getrunken!

Noch ein Mal seh' ich diesen Körper an,
Halb voll Bewund'rung, halb voll stummer Rührung,
Den die Natur verschwend'risch angethan
Mit jeder Schönheit weiblicher Verführung.

Die Welt tritt zischelnd an den Todtenschrein
Und wirft, gebläht von stummem Eigenruhme,
Herzlos auf die Gefall'ne Stein um Stein,
Verhöhnend die so früh geknickte Blume.

Ich aber starr' auf diesen Tempel hin,
Der, lang entweiht, verfallen der Vernichtung;
Und um den Leib der schönen Sünderin
Werf' ich den Purpurmantel meiner Dichtung.

Lieder von der Riviera.

(1857)

I.

In ein Album.

Genua! es geht die Rede,
Ohne Fische sei dein Meer
Und dein Land an Bäumen leer,
Deine Männer senza fede.

Wären Wahrheit diese Lügen,
Würde reichlich zum Ersatz
Schon der eine selt'ne Schatz
Deiner schönen Frau'n genügen.

II.

Für Musik.

(Sampierdarena.)

Wenn des Leuchtthurms milde Helle
Ueberströmt die Meereswelle,
Wenn der Sterne schimmernd Heer
Ausstellt seine ersten Wachen,
Dann, o Leben! treibt mein Nachen
Heiter über's gold'ne Meer.

Reiche Ladung dann zum Molo
Lenkt der braune Barcajuolo,
Während ihm zur sichern Ruh'

Winkt vom Hafen die Lanterne;
Doch mich locken schön're Sterne
Einem süßern Ziele zu.

Wie Geräusch des Wellenschlages
Leis verhallt der Lärm des Tages,
Die Gewerke schlummern ein . . ,
Stumm die Darsena, der Bagno; —
Aber drüben am Bisagno
Wacht und harrt die Liebe mein.

Nimmer schreckt mich Fluth, noch Brandung;
Herrlich die verweg'ne Landung
Lohnt sie, wenn ich bei ihr bin . . .
Niemals größ're Wonnen fand er,
Wenn die Sehnsucht zog Leander
Zu der schönen Sestierin.

III.

Carpe diem!

Der Rose gleich, die noch im Sammt
Der Knospe gestern lag verschlossen
Und heut' schon hoch emporgeflammt,
Ist uns die Liebe aufgeschossen.

Heut' blüht sie noch; drum nimm und gib!
Schon morgen kann ihr Duft entschweben;
Dann wird dein Herzblut selbst, mein Lieb,
Die welkende nicht mehr beleben!

IV.

Mittagsruhe.

Mit schattigem Kastanienwalde
Senkt sich vom Apennin die Schlucht;
Oliven schmücken reich die Halde,
Limonen reifen an der Bucht;
Ein dunkles Kloster ragt zur Seite
Des Wegs, verhüllt mit Blüthenschnee —
Vor uns in ungemess'ner Weite,
Ein glatter Spiegel, ruht die See.

Es stört die Welt mit keiner Kunde
Dies reizende Begrabensein;
Wir zählen weder Tag noch Stunde
Und wie im Traum nur fällt mir ein,
Daß über'm Berg dort mit den Pinien
Die Heimat liegt, an der ich hieng,
Eh' ich im Frieden dieser Vignen
In deinem Arm verloren gieng.

V.

Katechetisches.

„O du glaubst wohl nicht an Heilige!
Denn auf deiner Stirn, der bleichen,
Zuckt ein Zug hier, wie ein dunkel,
Gotteslängnend Fragezeichen.

Glaubst wohl auch nicht, daß der Ablaß
Menschen rein von Sünden wasche,
Zweifelst gar wohl am Catino
Und des Täufers heil'ger Asche?"

„„Laß, mein süßes Kind, die Heiligen
Und des Glaubens Hieroglyphe,
Laß mir die von deutschen Dichtern
Längst behandelten Motive!

Den Catino und des Täufers
Asche — laß mir all' den Plunder!
Doch ich bitte dich, erkläre
Lieber mir ein größer Wunder:

Wie ich, arm, verkannt und traurig
Als ein Bettler kam aus Norden,
Und nun plötzlich reich und glücklich
Wie ein König bin geworden;

Wie ich, der an tausend Wunden
Litt, nun plötzlich neugeboren
Wieder mich durch dich gefunden,
Als ich selbst mich gab verloren.""

VI.
Bei Nervi.

In diesen Silberhainen von Oliven
Hab' ich die Heilung aller meiner Wunden
Und auch die heit're Lösung nun gefunden
Von meines Lebens ernsten Hieroglyphen.

Unstät und finster war ich einst im Norden; —
Wie dieser Himmel fließen nun die Tage
Mir blau und sonnig hin, und selbst die Klage
Ist mir zu lieblicher Musik geworden.

VII.

Am Strand.

Der Hauch, der die schäumende
Meerfluth erregt,
O wie er das träumende
Herz mir bewegt!
Es wälzen sich Hügel
Von Wogen daher;
O wüchsen mir Flügel,
Ich flög' über Meer!

Einst hört' ich durch tosendes
Branden der Fluth
Zuerst dein liebkosendes:
„Bist du mir gut?"
Und denk' ich der Zeiten,
So fühl' ich gerührt
Die klagendsten Saiten
Der Seele berührt.

Schon glüh'n, über'm dunkelnden
Ufer entfacht,
Hoch oben die funkelnden
Leuchten der Nacht;
Dort strahlt im Gewimmel
Der glänzendste Stern . . .
Doch du und der Himmel
Wie seid ihr so fern!

VIII.

Ave Maria.

Mit ihren Wonneschauern naht sie sacht,
Auf leichten Sohlen wandelt sie einher,
Die sanfte Zauberkönigin, die Nacht,
Und ihres Sternenmantels stille Pracht
Ausspannt sie langsam über's Mittelmeer. –
Vom Kirchlein, einsam auf dem Fels am Strand,
Weht leises Läuten über Meer und Land;
Sonst Alles still; – nur durch das Schilf spielt lind
        Der Abendwind.
        Ave Maria!

Ich aber steure läßig meinen Kahn;
Des Weltengeistes Odem lausch' ich stumm,
Und meine Seele taucht, ein weißer Schwan,
Sich in der Sehnsucht stillen Ozean;
Die Liebe sei mein Evangelium . . .
Im Norden fern im engen Kämmerlein
Weint jetzt ein blondes Kind und denket mein. –
Die jedes Glück, die mir den Frieden lieh
        Und Poesie,
        O sei gegrüßt, Marie!

IX.

Serenade.

Schweigen rings; im Garten der Villa plaudert
Nur der Springquell; zwischen verschlaf'nen Büschen
Lauschen Marmorgötter, und auf dem Meere
        Zittert das Mondlicht.

Reiz und Anmuth theilen allein dein heimlich
Lager jetzt und über den blendend weißen
Nacken stromfallähnlich ergießt dein dunkel
Fluthendes Haar sich.

Schlaf umfängt dein zauberverbreitend Antlitz,
Deiner Glieder griechisch geformten Bau nun,
Und in's Herz dir träufelt der holde Traumgott
Sanftes Vergessen.

(1870)

X.

Sei getrost!

Späte Reue schreckt dich vielleicht vom Pfühl auf,
Mein gedenkend bebt dir das Herz und über
Deiner strengen, edelgewölbten Stirne
Lagert ein Schatten.

Sei getrost! kein kosend vertraulich Wort soll
Je verrathen, was in verschwieg'nen Nächten
Deine stolzen Lippen mir unter süßem
Sträuben gestammelt.

Nur ein Wink und rasch nach entleg'nen Ländern
Trägt das Meer mich; Perlen und Räthsel birgt es
Tief im Schooß; doch tiefer im Herzen hüt' ich
Unser Geheimniß.

(1870)

XI.

Des Meeres und der Liebe Wellen.

Die Frühlingsstürme pflügen
Und furchen durch's Meer sich Pfad;
In großen Athemzügen
Brandet die Fluth an's Gestad'.

Die Planken sind ausgehoben,
Die Pfähle sind weggerafft;
Wie schön ist das Meer im Toben
Entfesselter Leidenschaft!

So pocht an meinem Herzen
Dein Busen wellenbewegt . . .
Es muß ein starkes Herz sein,
Das so viel Glück erträgt.

(1870)

XII.

Das Mädchen von Recco.

Dort stand die herrliche Gestalt am Strand;
Dem Schleier gleich, der Land und Meer umwob,
War der Bizotto, der sie leicht umwand,
Ein Duftgewand,
Das kecken Spiels die Tramontana hob.

Hinzog ein Schiff. Ein Jüngling stand am Mast,
Er jubelte und schaute kaum zurück;
Es schien, als fühlt' er sich erleichtert fast
Von einer Last,
Als dächt' er einzig an ein künftig Glück.

Sie aber wandte hastig sich, sie kam;
Welch' schlanker, welch' harmonisch schöner Leib!
Auf ihrem Antlitz mischten wundersam
Sich Zorn und Scham,
Halb war sie Kind noch, halb ein blühend Weib.

Fern trieb sein Schiff. Vor seinem Auge stand
Die reiche Welt, ein täuschend Farbenspiel,
Indeß hier eine Perl' aus seiner Hand
Ihm in den Sand,
Vielleicht die einz'ge seines Lebens, fiel.

Es dunkelte; — die Brandung jauchzte wild,
Am fremden Strande schritt ich sinnend hin;
Mein trotz'ger Sinn ward weich gestimmt und mild
Von diesem Bild;
Mir war's, ich säh' mein eigen Leben d'rin.

XIII.

Ligurisches Volkslied.

Mein Liebster keck ist ein Matros';
Er kämpft mit Wind und Wasserhos'
Und knüpft, was uns're Herzen band,
Gleich seinem Schiffstau los.

Ich zöge gern mit Herz und Hand
Das flüchtige Schiff zurück zum Strand;
Doch meine Sehnsucht treibt es nur;
Es flieht schon weit vom Land.

Mein Liebster spannt das Segel quer;
Wie rauscht sein Kiel durch's wilde Meer!
Ich weiß nicht, bringt ihn wiederum
Ein guter Wind mir her.

Was baut' ich auch, ein thöricht Kind,
Auf Häuser, die entführt der Wind!
Nun wein' ich mir die Wangen blaß
Und meine Augen blind.

Mein Liebster steuert mittagwärts,
Die Fluth empfindet nicht den Schmerz;
Er führt so kräft'gen Ruderschlag
Und jeder trifft mein Herz.

Schlag' er das Meer nur immerhin,
Das treulos ist und falsch von Sinn!
Doch warum schlägt er auch dies Herz,
Das nichts geliebt, als ihn!

XIV.

Erinnerung.

Es flüstert in den Cypressen
Am verfallenen Gartenthor;
Wie kann, wer einst dich besessen,
  Vergessen,
Was er an dir verlor!

Es weht um die Lauben, die düstern,
Wie verhaltene Sehnsucht nach dir . . .
Ich höre ein Grüßen und Flüstern,
  So lüstern,
Als wohntest du noch hier.

XV.

Abschied.

Leb' wohl, zerfallene Vigne,
Einst rosen- und weinumlaubt!
Was schüttelst du, greise Pinie,
Zum Abschied so trüb das Haupt?

Ein Schwarm von wilden Bienen
Zieht summend aus und ein,
Und selbst aus den Ruinen
Erblüht ein neues Sein.

Und ob du auch entschwunden,
Du märchenhafte Zeit —
Ich habe mich selbst gefunden,
Seit ich mich von ihr befreit.

Von Muth und kühnem Hoffen
Ist jeder Puls geschwellt . . .
Wo Herz und Auge offen,
Ist offen auch die Welt.

Doch du, die ich einst besessen,
Fahr' hin, . . . ich ward ein Mann
Und lernt' ein Weib vergessen,
Das mich verrathen kann!

(1870)

XVI.

Im Sturm.

Ein unsichtbares Ungethüm
Herblies der Mistral schneidend scharf,
Der Schaum und Fluth mit Ungestüm
An Corsica's Gestade warf.

In dunkeln Wirbeln schnob der Dampf
Ohnmächtig brausend aus dem Schlot;
Das eine Rad war außer Kampf
Und auf der Seite lag das Boot.

Das war ein namenloser Schreck,
Ein Fluchen, Klagen und Geschrei!
Ich aber stand auf dem Verdeck
Und bot die Brust dem Sturme frei.

Das Leben gibt — fühlt' ich zur Stund' —
Mein zahlungsfähig Ich nicht hin,
So lang ich für so manches Pfund
Saumselig noch sein Schuldner bin.

Trinklieder.

Trinklied eines fahrenden Landsknechts.

Das Land in hellen Haufen
Durchzieh'n wir wohlgemuth
Mit Balgen und mit Raufen;
Nach beidem schmeckt das Saufen,
  Saufen, Saufen
Uns noch ein Mal so gut.
Den Gang zur Kirche lenke
Der Heuchler und der Thor:
Es zieht den Weg zur Schenke
Ein frommer Landsknecht vor . . .
  Schließt auf, Herr Wirth, die Küche
  Und auch das Kellerthor!

Viel lieber sind dem Zecher
Als Kelch und als Monstranz
Das Huhn am Spieß, der Becher . . .
Drei Würfel sind dem Zecher,
  Zecher, Zecher
Der wahre Rosenkranz.
Kein Pfaffe macht indessen
Uns mit der Hölle schwer;
Wir lesen selber Messen
Und halten Christenlehr' . . .
  Herr Wirth, noch eine Kanne,
  Noch eine Kanne her!

Sprach Christus nicht zum Reichen:
„Verkaufe, was du hast,
Das sei des Heils ein Zeichen!“ . . .
Ich selber denk' desgleichen,
  Gleichen, gleichen:
„Versaufe, was du hast!“
Es kommt des Reichen Seele
In's Himmelreich so schwer,
Als wie ein Trupp Kameele
Durch einer Nadel Oehr . . .
  Herr Wirth, noch eine Kanne,
  Noch eine Kanne her!

Im Glaubensstreit befehden
Sich jetzt um Alt und Neu
Der Kaiser und die Schweden,
Indeß ich selbst mich jeden,
  Jeden, jeden,
Mich jeden Jahrgangs freu'.
Wenn And're, treu dem Alten,
In grimmem Lutherhaß
Zur Mutterkirche halten,
Halt' ich am Mutterfaß . . .
  Herr Wirth, noch eine Kanne
  Von diesem edlen Naß!

Beneidenswerthen Looses
Im wohnlichen Gebiet
Des kühlen Wellenschooßes
Blieb Pharao, als Moses,
  Moses, Moses,
Auf's Trockene gerieth.
Wär' dies Geschick doch meines
Und wär' das rothe Meer
Ein Meer voll rothen Weines!
Ich söff' es tapfer leer . . .
  Herr Wirth, noch eine Kanne
  Noch eine Kanne her!

Den Glauben muß man schätzen,
Mit dem ein jedes Kind
Selbst Berge kann versetzen . . .
Das Wunder muß man schätzen,
  Schätzen, schätzen,
Wenn es Weinberge sind. –
O frommer Wunderglaube,
Laß wachsen mir zur Stund'
Die Kananitertraube
Wohl in den durstigen Mund! . . .
  Wein her, Herr Wirth, die Kanne
  Ist leer bis auf den Grund!

(1872)

Zum Engel.

Drei rüstige Burschen, frisch und jung,
Durchzogen wir Dörfchen und Städtchen;
Wir fanden der blühenden Freuden genung,
Viel rosige Frauen und Mädchen.

Viel rosige Frau'n und viel kühler Wein,
Das war unser größtes Verlangen;
In manchem Wirthshaus wohl kehrten wir ein,
Hier blieben wir endlich hangen.

Der Engel nicht auf dem Wirthshausschild
Mit seinem Lilienstengel,
Uns hält hier zurück ein lebendiges Bild,
Ein kleiner, gefälliger Engel.

Und Stunde, Tag und Woche verstreicht
In Kosen und Küssen und Scherzen;
Der Vater macht uns die Beutel so leicht,
Die Tochter so schwer die Herzen.

Evoë!

Dieser Geist des neuen Weines
Löst die Zunge wunderbar;
Nüchtern ist die Zeit, doch Eines
Evoë . . . ist Allen klar:
Das die Blume dieses Weines
Zeugte, war ein gutes Jahr,
Evoë . . . ein gutes Jahr!

Evoë dem Gott, der Reben
Uns zur Freude ließ gedeih'n!
Strahlend in das trunk'ne Theben
Zog der Thyrsusschwinger ein.
Laßt die alten Götter leben
Evoë . . . beim jungen Wein,
Evoë . . . beim jungen Wein!

Evoë . . . ein Schwarm Mänaden,
Um das Haupt den Epheukranz,
Folgte jauchzend seinen Pfaden
Unter Beckenschall und Tanz.
Naht auch diesen Stromgestaden,
Heit're Götter Griechenlands,
Evoë! mit Spiel und Tanz!

Freu' sich jeder der Gelad'nen,
Den ein schöner Arm umflicht!
Als der Gott der grambelad'nen
Welt erheitert das Gesicht,
Lehnt' auch er an Ariadnen
Sein ambrosisch Gleichgewicht,
Evoë! und wankte nicht.

Evoë! . . . Von allen Loosen
Wählt das schönste auf der Welt,
Wer im Arm ein Weib zum Kosen,
In der Faust den Becher hält;
Daß er, wandelnd über Rosen —
Wenn er sinkt — auf Rosen fällt,
Evoë . . . auf Rosen fällt.

Komm', Lyäus, Sorgenbrecher,
Ueber Höhen, über die See,
Eh' das Alter noch dem Zecher
Auf den Scheitel streut den Schnee!
Kränzt das Haupt und füllt die Becher! . . .
Evoë! Evan! Evoë!
Evoë!

(1872)

Aufforderung.

Dem Pulte, den Bücherschränken
Enteil' geschwind!
Laß alles Grübeln und Denken,
Als das, wo unter den Schenken
  Die besten sind!

Die Frühlingswinde, sie kosen
Und weh'n gelind . . .
Lerne vom Falter, dem losen,
Wozu Mädchenherzen und Rosen
  Erschlossen sind!

Und triffst du in Blüthenlauben
Ein reizend Kind,
Und läßt es sich Küsse rauben,
Beweis ihm, daß die da glauben,
  Noch selig sind!

Doch hörst du den Bogen klingen
Des Gotts, der blind,
Entfalte zum Fluge die Schwingen,
Die Dichtern und Schmetterlingen
  Verliehen sind!

(1871)

In der Schenke.

Nicht auf den Schülerbänken,
Hier hören wir Kolleg,
Es führt allein durch Schenken
Zur Wissenschaft der Weg.
Vom Professorenstuhle
Ist jede Lehre blaß . . .
Hier ist die hohe Schule . . .
In vino veritas!

„Geh' hin", sprach mein Herr Vater,
„Werd' ein gelehrtes Haus,
Und sauf' der alma mater
Die Milch der Weisheit aus!"
Doch find' ich höh're Klarheit
In diesem gold'nen Naß . . .
Kommt, die ihr forscht nach Wahrheit! . . .
In vino veritas!

Das hergebrachte Wissen
Schlagt, Freunde, aus dem Sinn
Und bessert die Prämissen:
Ich trinke — Schluß: ich bin!
Entlauft den Suchtelruthen,
Schwört allem Schlechten Haß
Und haltet euch am Guten! . . .
In vino veritas!

Hier quillt, euch auszurüsten
Mit ächtem Mannesstolz,

Des Geistes Milch aus Brüsten
Von deutschem Eichenholz.
Und leeren sich die Krüge,
Legt euch an's Mutterfaß!
Trinkt, bis vertilgt die Lüge! — —
In vino veritas!

(1871)

Trinkspruch.

Freiheit, unter deinem Flügel
Wird das deutsche Volk gedeih'n!
Halte du die Wacht am Rhein,
Schütze seine Rebenhügel!

Preise jeder die Erkorne! . . .
Lieblich, rosenduftumhaucht
Aus der Fluth des Weines taucht
Kypria, die Schaumgeborne.

* * *

Wie im Nibelungenliede
Jener gold'ne Hort des Rheins,
Golden ist das Wort: Seid eins!
Seid es . . . und die Welt hat Friede!

(1871)

Im Kloster.

1.

Hier scheidet die Klosterpforte
Dich ab vom Weltgewühl,
An diesem gottseligen Orte
Wie ist es schattig und kühl!

In diesen wölbigen Hallen
Wie ist es kühl und frisch! . . .
Ich sitze mit Wohlgefallen
Am gastlichen Klostertisch.

Die Fratres erwiedern in feister
Zufriedenheit meinen Gruß;
Mit dem Klosterkellermeister
Steh' ich auf vertrautestem Fuß.

Er ähnelt ein wenig Sankt Peter;
Und tritt er in's Kellerthor,
Süßduftend steigt in den Aether
Die Blume des Weins empor.

2.

Jüngst weilten wir lange zu Zweien
Im dunkeln Kellergelaß,
Da standen in langen Reihen
Ehrwürdig Faß an Faß.

Und als ich, ein prüfender Kenner,
Manch' guten Trunk gethan,
Da starrten die Dunkelmänner,
Die Fässer, verdächtig mich an.

Die alten und die jungen,
Sie schienen tief empört
Und sprachen in fremden Zungen,
Wie ich sie noch nie gehört.

Da ward geschrie'n und gestammelt
Von Trichtern, Bütten, Gefäß,
Beinah', als wäre versammelt
Ein Philologenkongreß.

Doch Stille dem Streit, der begonnen,
Gebot ein gigantisches Faß,
Es lauschten Oxhoft und Tonnen
Seinem weithindröhnenden Baß.

Da sprach es und rief mich bei Namen —
Mir standen die Haare zu Berg —:
„Du, von dem ungläubigen Samen,
Hör' mich, du vernünftelnder Zwerg!

Ihr lästert und schreit nach Reformen
Und rüttelt am Glauben dreist,
Und sprecht von den todten Formen
Und dem allesbelebenden Geist.

Und erscheint euch einmal, der Urgeist
In unverfälschter Gestalt,
Der reine, ächte Naturgeist,
Verliert ihr jeglichen Halt!" — —

Und weiter in diesem Stile
Gieng's fort in geläufigem Fluß . . .
So stand einst vor dem Konzile
Der hilflose Ketzer Huß.

Des Wortes beredteste Meister
Umstürmten mich da zu Hauf' . . .

Mir war, als stünden die Geister
Der alten Propheten auf.

Ich zog voll Ehrfurcht die Mütze
Und schlotterte mit dem Knie
Und sprach: „Ich bedarf einer Stütze . . .
Wo aber find' ich sie?

Die Kirchenväter schnarchen,
Es schimmelt der Pentateuch . . .
Ihr gewaltigen Patriarchen,
Ich halte mich an euch!"

(1871)

Trinklied.

Greift zum Becher und laßt das Schelten!
Die Welt ist blind . . .
Sie frägt, was die Menschen gelten,
Nicht, was sie sind.

Uns aber laßt zechen . . . und krönen
Mit Laubgewind
Die Stirnen, die noch dem Schönen
Ergeben sind!

Und bei den Posaunenstößen,
Die eitel Wind,
Laßt uns lachen über Größen,
Die keine sind!

(1871)

Triolette.

I.

Jetzt, da der Lenz in's Land gekommen,
Besingt die Liebe und den Wein!
Die Gluth der Rosen ist entglommen
Jetzt, da der Lenz in's Land gekommen;
Und finden wir — genau genommen —
Die beiden auch nur selten rein . . .
Jetzt, da der Lenz in's Land gekommen,
Besingt die Liebe und den Wein!

Ihr Freunde, trinkt und schenket ein!
Sei, holde Täuschung, uns willkommen!
Ein Räthsel ist des Menschen Sein;
D'rum, Freunde, trinkt und schenket ein!
Das Glück ist Wahn, die Tugend Schein
Und nur die Freude ist vollkommen . . .
D'rum, Freunde, trinkt und schenket ein!
Sei, holde Täuschung, sei willkommen!

II.

Den vollen Becher in den Händen
Und in den Armen schöne Frau'n,
Vom Ernst der Zeit sich abzuwenden,
Den vollen Becher in den Händen,
Schönheitberauscht an Weingeländen
Liebkosen, zechen, Hütten bau'n . . .
Den vollen Becher in den Händen
Und in den Armen schöne Frau'n:

Das ist, wofern ich's recht bedenke,
Was einem Weisen wohl behagt.
Ein unverdorbenes Getränke,
Das ist, wofern ich's recht bedenke,
Das höchste . . . Tempel sei die Schenke,
D'rin zecht und küsset unverzagt! . . .
Das ist, wofern ich's recht bedenke,
Was einem Weisen wohl behagt.

(1871)

Heureka!

Lang' sucht' ich den Pfad zum höchsten Ziél
Und konnt' ihn nicht erkunden;
Der Wahn zerfloß, der Schleier fiel . . .
Ich hab' das Asyl
Einer trefflichen Schenke gefunden.

Die Meister der Schule, sie kleben am Wort,
Der Geist ist ihnen entschwunden,
Die Form ist noch da, der Gedanke ist fort . . .
Ich habe den Hort
Der wahren Erkenntniß gefunden.

Spricht der Rebe heiliger Geist dich an,
Laß fröhlich ihn dir munden!
Umarm' sie, wenn schöne Frauen dir nah'n:
Und der Alkoran
Ist mit der Bibel verbunden!

(1871)

Im Süden.

Nun bringt mir Wein im Griechenkrug,
Im ird'nen Kruge, schöngehenkelt,
Geschmückt mit dem Trojanerzug:
Quadriga, Rosse schlankgeschenkelt,
Ein heidnisch Bild, von keinem Zug
Des Christenthumes angekränkelt!

Kein Pramnier ist's, wie ihn einst rein
Vor Troja schlürfte der Neleier;
Kein lesbischer, kein Samierwein,
Wie ihn auf Ithaka die Freier
Gestürzt im lärmenden Verein
Bei'm Klang der Phorminx und der Leier.

Doch ist's ein Wein, den längs der Fluth
Trinakria's die Kolonisten
Der Griechen pflanzten, den die Gluth
Des Südens an den sonnigen Küsten
Gereift . . . ein feurig, heidnisch Blut,
Noch ungetauft von frommen Christen.

Und nun die Ilias Homers . . .
Und laßt mich euern Jammer meiden!
Wie perlt der Wein, wie wogt der Vers!
Wie freudig kostet man in beiden
Die Würze geistigen Verkehrs
Mit solchen ungetauften Heiden!

(1871)

Vaterländische Gedichte.

Auf den Alpen.

Der Frühling ist auferstanden,
Hoch steh' ich über den Landen:
Ob mir die Kuppen von Eise,
Hier zackige Felsenfluh
Und unten blühen die Matten;
Die Sennerin ruht im Schatten,
Sie singt eine Hirtenweise
Und jauchzt und jodelt dazu.

O könnt' ich in diesen Gauen
Mir eine Hütte bauen!
Nach Lorbeer und nach Palmen
Gieng nimmer mein Begehr;
Die Sehnsucht nach dem Süden
Begrüb' ich in diesem Frieden;
O daß ich auf diesen Almen
Ein froher Hirte wär'!

Thalwärts die Schritte lenk' ich,
An Lenz und Liebe denk' ich;
Mein Herz ist fast gebrochen
Vor Wonne und Frühlingsluft;
Es fallen die Blüthenflocken,
Es läuten die Heerdenglocken
Und werdende Lieder pochen
An meine junge Brust.

(1850)

Ufenau.

Ein Lüftchen spielt, ein lindes
Gekos des Abendwindes,
Wie Flüstern eines Kindes
Um deine grüne Au.
An deinen Busen schwellen
Wie sanfte Spielgesellen
Des Seees leichte Wellen
So friedlich und so blau.

Um die Kapelle schwanken
Die grünen Epheuranken,
Elegische Gedanken
An die vergang'ne Zeit.
Die klugen Schlangen lauern
In den verfall'nen Mauern;
Ein leis-wehmüthig Trauern
Hat rings den Ort geweiht.

Einst in der Zeiten Brandung
Warst du ein Port der Landung
In lieblicher Gewandung
So einsam und so still;
In Fehden und in Streiten,
Die einst die Welt entzweiten,
Im Epos jener Zeiten
Ein liebliches Idyll.

Heil dir, du grüne Aue,
Im tiefen Wogenblaue,
Du Bild vom Schweizergaue,
Du freundlich Ruheziel!

Du, einst dem edeln Hutten
Vor Fürsten und vor Kutten
Zu friedlichem Verbluten
Ein schützendes Asyl!

So bist du, Schweiz, wie weiland
Noch heut' dem deutschen Heiland
Asyl und schützend Eiland,
Der Freien Paraklet!
Die Adern Deutschlands rinnen
In blutigem Freiheitsminnen,
Indeß von deinen Zinnen
Die weiße Fahne weht.

(1850)

Nach dem Sonderbundskampf.

Und wieder fließen die Adern der Schweiz,
Die im Froste des Winters erstarret;
Es hat Europa, es hat die Welt
Auf den Ausgang des Kampfes geharret.

Ihr wißt, wer ihn focht, sofern ihr versteht
Im Buche der Bücher zu lesen;
Es ist die Freiheit, der Lenz der Zeit,
Der göttliche Odem gewesen.

Der Odem des gleichen Gottes ist's,
Der schon dem Moses erschienen,
Und dem die Völker der künftigen Zeit
Im gemeinsamen Tempel dienen.

Der Jehova der Alten, der Geist der Natur,
Die christlich-mystische Dreiheit,
Sie alle münden in ein Gesetz
Der unendlichen Weltenfreiheit.

Ernst ist die Zeit und nicht gemacht
Zum eiteln Wörterspiele;
Es gibt nur einen, nur einen Gott,
Doch der Götzen gibt es viele.

Und wieder hat seinen Willen der Herr
Den Völkern, die sich versündigt,
Von den Alpen, wie einst vom Sinai,
Im Donner der Neuzeit verkündigt.

Euch nahet ein Moses, d'rum seid bereit!
Schleift eure Schwerter und Lanzen!
Wie lange noch wollt ihr um's goldene Kalb,
Ihr mündigen Völker, tanzen?

(1848)

Die alten Schweizer.

Die alten Schweizerbauern,
Die schlugen tapfer d'rein,
Sie rissen die stolzen Mauern
Der Zwingherrnburgen ein.
Es schloß kein Thor so gut,
Sie haben es aufgeriegelt,
Und haben mit ihrem Blut
Die alten Bünde besiegelt.

Sie pflegten nicht zu kriechen
Um eitle Herrengunst,
Sie waren keine Griechen
In Wissenschaft und Kunst;
Sie hielten in Gefahren
Nicht allzulange Rath,
Sie schlugen d'rein, sie waren
Ein grobes Volk der That.

Unkundig meist der Schrift,
Lakonisch in der Rede,
War ihnen Zung' und Stift
Das Eisen in ehrlicher Fehde,
Womit sie Zug um Zug
Schulwidrig, doch in Hieben,
Die leserlich genug,
Auf Feindesrücken schrieben.

Sie waren nicht gewählt
In Formen, nicht fein von Sitten;
Sie haben die Feinde gezählt,
Erst wenn sie den Sieg erstritten;
Sie fochten in der Schlacht
Mit Kolben und Hellebarten —
Was aber habt ihr vollbracht
Mit euern Redensarten?

(1869)

Heimkehr.

Und wiederum die reine Luft
Von deinen Bergen athm' ich ein,
Und wiederum, o Schweizerland,
O süße Heimat, bist du mein!

Ein Alphorn klagt gedämpften Tons
Herüber von dem Felsenhang,
Ein fernes Heerdenglöcklein klingt,
Und meine Seele wird Gesang.

In eine Aeolsharfe ist
Verwandelt wieder mein Gemüth,
Darüber wie ein linder Hauch
Der Zauber deiner Sagen zieht.

Romanzen.

Der Than von Dunbar.

(Schottisch.)

I.

Robin, der Than von Dunbarschloß,
Der schwingt sich auf sein gutes Roß
Und sagt: „So lang noch frei die Hand,
Soll sie kämpfen gegen Engelland.
Leb' wohl, Lady Anna!"

Das ist der Than von Dunbarschloß,
Es brach sein Schwert, es sank sein Roß;
Auf seinen Rücken schnürt ein Strang
Die Hände, er thut den letzten Gang.
„Leb' wohl, Lady Anna!"

„Lady Anna, wie ist die Welt so reich,
Dein Herz so treu, dein Arm so weich!
Wie bin ich jung und wie süß ist dein Mund,
Und wie bitter ist die Todesstund'!
Leb' wohl, Lady Anna!"

Der Sherif harrt; zu Kilmarnock
Vom Dome jammert so dumpf die Glock';
Und wenn sie verklungen bang und schrill
Steht Robins Herz für immer still . . .
„Leb' wohl, Lady Anna!"

II.

Im Klosterhof zu Kilmarnock
Da sieht man die Nonnen ziehen;
Es duftet der Weihrauch, das Schellchen klingt,
Lady Anna liegt auf den Knieen.

Sie kniet und seufzt: „Herr Jesu Christ,
Nach dir steht mein Verlangen!
Gebenedeiter, wolle mich
Als deine Braut empfangen!

Erbarm' dich mein . . . nur du allein
Kannst all' mein Leid ermessen;
Ich will dir dienen, doch werd' ich nie
Meinen ersten Gemahl vergessen!

Ich will dir dienen Tag und Nacht
Mit Beten, Fasten und Weinen;
Doch wird in deinem Bildniß stets
Sein eig'nes Bild mir erscheinen.

Nun sei, das er so sehr geliebt,
Dies gold'ne Haar geschoren . . .
Ich habe der Welt, der schnöden Welt
Für immer abgeschworen.

Ich schwur ihr ab und werde nie
Nach ihr zurückverlangen . . .
Sie hat dich gekreuzigt, Herr Jesu Christ,
Doch ihn hat sie erhangen!"

(1870)

Heinrich von Toggenburg.

Herr Heinrich, Graf von Toggenburg,
Macht manchen scharfen Ritt;
Doch wie ein Schatten reitet stets
Des Herzens Unrast mit.

„Ich verstieß mein Gemahl, ich erschlug im Zorn
Meinen Knappen im tiefen Tann —
Verloren hab' ich das treu'ste Weib,
Verloren den treu'sten Mann!

Ich stiftete der Messen viel;
Mit Muschelhut und Stab,
Ein Büßender im Pilgergewand,
Zog ich zum heil'gen Grab.

Manch' Kloster hab' ich reich beschenkt,
Hab' gebaut einen stattlichen Dom;
Dafür sprach mich von Sünden frei
Der heilige Vater in Rom.

Nun wär' ich der Verdammung quitt,
Wovon der Pfaffe spricht;
Doch trag' ich die Hölle in meiner Brust
Und dieser entrinn' ich nicht.

Was hilft mir Kreuzfahrt, was der Papst,
Der binden und lösen kann? . . .
Verloren hab' ich das treu'ste Weib,
Verloren den treu'sten Mann!"

(1870)

Vor Cremona.

(Nach Tacitus hist. III, 22—28.)

Vor Cremona wälzt die Schlacht sich, die kein Cäsar hat
geboten,
Legt, ein Leichentuch, die Nacht sich auf die Sterbenden und
Todten,
Hüllt die Kämpfer, daß im Dunkeln Freund und Feind erliegt
den Streichen;
Nur die gold'nen Adler funkeln, der Getrennten gleiche Zeichen;
Dicht Cohorte an Cohorte; gleiche Waffen zum Verheeren,
Und der beiden Losungsworte sind bekannt in beiden Heeren.
Wogend hin und her gewaltig, unaufhaltsam, wüthend, gräßlich
Rast Vernichtung vielgestaltig, schwillt das Blutbad unermeßlich,
Mischt Tribunen, Centurionen, Krieger, Troß im Todes-
krampfe, —
An die dreizehn Legionen morden sich im Bruderkampfe.
Und der Mond geht auf, die Nachtbahn schleicht er hin in Ruh', in träger,
Dem Gemetzel auf dem Schlachtplan nur ein bleicher Fackel-
träger,
Wirft der Flavianer Schatten lang auf's Feld hin, wie Giganten,
Auf den Feind den Strahl, den matten, dem Verderben
zugewandten.
Und es naht das Licht der Sonnen; heftiger wird der Kampf
erneuert;
Die ermüdeten Colonnen hat Anton auf's Neu' befeuert.
Siegend dringt er vor, durchbrechend rings den Feind und ihn
umschlingend,
Dieser wankt, doch würgend, rächend und manipelweise ringend.
Wo sich Muth und Ruhmdurst paaren mit der Kunst, der viel-
gelernten,

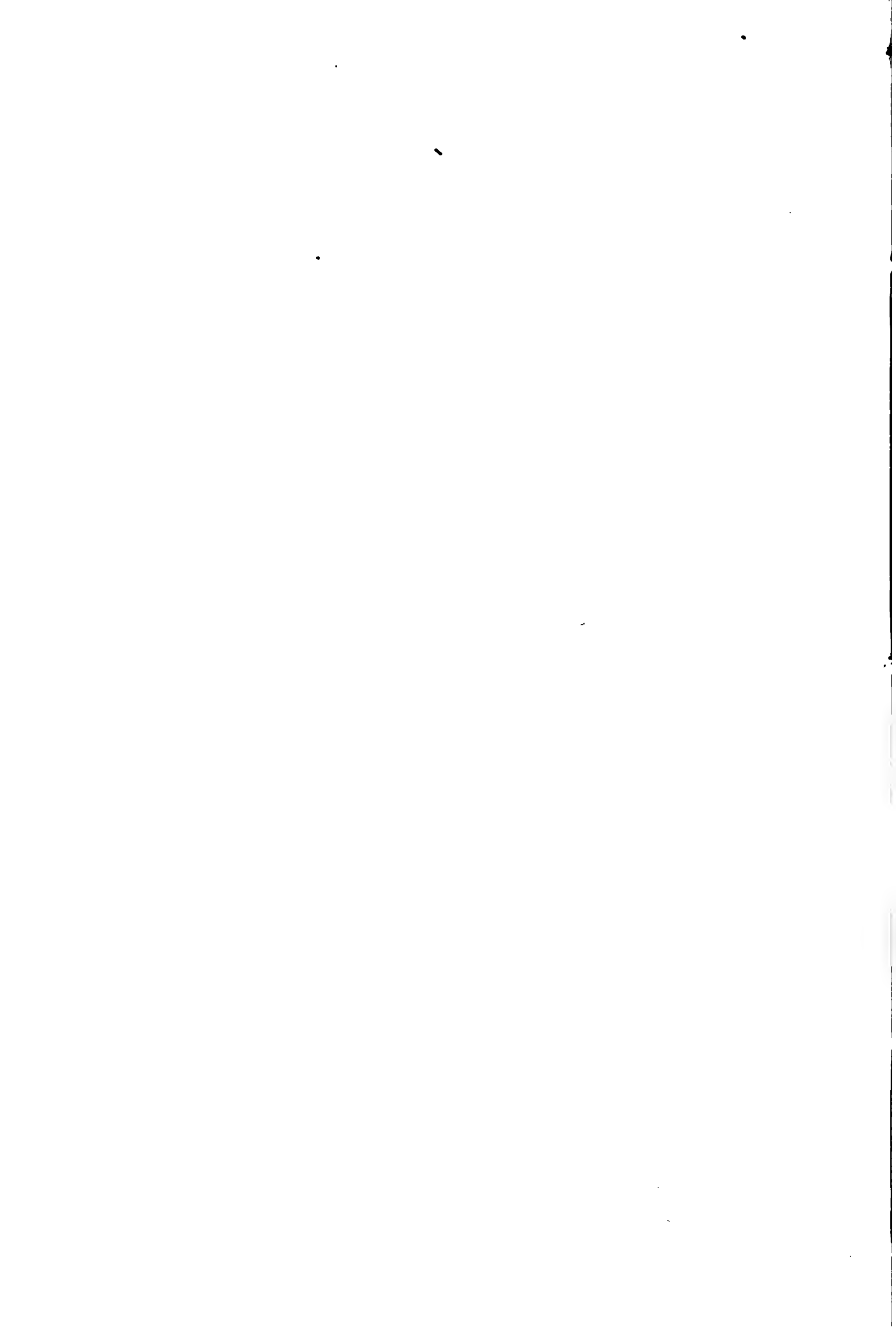
Bei den schlachtgewohnten Schaaren hält der Tod die reichsten
Ernten.
Der Legion der Galbianer, racheforderndd, heiß, verwegen
Stellt der Hort der Vitellianer, stellt die rapax sich entgegen.
In der Hand die blutige Wehre, ebenbürt'ge Gegner suchend,
Fällt die Blüthe beider Heere, ruhmlos, selbst verflucht und
fluchend.
Plötzlich hat, als wär' geendet Kampf und Mord in rascher
Wandlung,
Aller Blick auf sich gewendet eines Kriegers selt'ne Handlung.
Gramgebeugt das Haupt, das bleiche, gräbt ein Grab er im
Gefilde,
Auf der Schulter eine Leiche trägt und deckt er mit dem Schilde.
„Seinen eig'nen Vater morden!" ruft er, — „o nicht mir, ihr
Manen,
Zürnt, daß es Verbrechen worden, treu zu bleiben seinen Fahnen!
O wie oft soll sich erneuern diese Schmach noch, Römerbürger,
Daß am Bruder, daß am theuern Vater wird der Sohn zum
Würger!
Daß ein Wüth'rich Imperator sei für wenige Kalenden,
Müssen für den Triumphator Römer so durch Römer enden?
Mannkraft ward uns, zum Berufe, Rom zu schützen vor Bar-
baren,
Doch man wirft sie hin als Stufe zu dem Throne der Cäsaren.
Fluch dem Bürgerkrieg! seit Sylla hieß mit Bruderblut uns
färben,
Fluch ihm, denn an dieser Scylla wirst du, hohes Rom, ver-
derben!"
Also klagend mit dem Schwerte, mit dem blanken Wurfspieß
hat er
Aufgewühlt die blutige Erde, senkt hinein den todten Vater;
Und bewundernd, fluchend, grausend steh'n Besiegte da und
Sieger,
Selber schmerzbewegt an Tausend um den schmerzbewegten
Krieger.
„Brüder sind wir hie und dorten!" wie ein Blitz bei dem
Gedanken

Zuckt es rings durch die Cohorten, und die Legionen
schwanken. — —
Doch, ein Schlachtgott, zu den Siegern eilt Anton, die Reih'n
zu ordnen,
Wiederum zu grimmen Tigern wandelnd die fast Mensch-
geword'nen.
Prätorianer, Hilfsvolk, Reiter spornt er an mit Donner-
worten, —
Ueber Leichenhaufen weiter rasen tobende Cohorten. —



Ghaselen.

(1854—55.)



I.

Nach Westen zieht der Wind dahin,
Er säuselt lau und lind dahin;
Er folgt dem blauen Strome wohl
Und flieht zu meinem Kind dahin. –
Bring' meinen Thränenregen ihr
Und einen Gruß geschwind dahin! –
Ach, Wolken kommen trüb daher,
Die frohen Tage sind dahin!

II.

Lieblich weht die Luft uns zu,
Trägt der Blumen Duft uns zu;
Schied die Welt uns, Lieb' und Lenz
Füllen diese Kluft uns zu;
Falter sonnen sich im Licht,
Und die Rose ruft uns zu:
Freu' sich heute, wer da lebt,
Morgen deckt die Gruft uns zu!

III.

Wie wär' es schön, fern von der Welt
Und ihrem Trug und Schein zu sein,
Wo Niemand uns mißgönnen würd',
In traulichem Verein zu sein!

Von Rosendüften lind umhaucht
Und süß berauscht von Bülbülsang,
Von Liederhonig nährend uns,
In einem Palmenhain zu sein;

Das unbewölkte Himmelszelt
Des Orientes über uns,
Mit jener üppigen Natur,
Die uns umgäb', allein zu sein;

Wo um den Oelbaum liebend sich
Die dunkle Rebe schlingen würd',
Und wo uns Beiden wär' vergönnt,
Auf immer dein und mein zu sein.

Dir, engelgleich vergöttert, wie
Suleima, die Hafis besang —
Mir selber, hochbeglückt wie er
Durch Lieder, Liebe, Wein zu sein!

IV.

Am meisten lieb' ich ein Ghasel,
Ein morgenländisch rein Ghasel.
Mein liebster Dichter ist Hafis; —
Vor Allen schön ist sein Ghasel.
Wie bilderreich und üppig ist
Sein Liebes- und sein Wein-Ghasel!
— Du klagst, daß du trotz aller Müh'
Zu Stande brächtest kein Ghasel;
Und ist so leicht doch, süßes Kind! —
— Sieh, hier ist schon ein klein Ghasel!

V.

(Nach Hafis.)

Blickt, Mönche, mich nicht an so scheel! –
Ich weiß, ich habe manchen Fehl:
Nicht Surenweisheit, sondern ihr
Gazellenaug' gibt mir Befehl;
Es ist ihr schlanker Lilienleib
Mein Körperheil und Heil der Seel'.
Zur Gottheit ward die Schönheit mir
Und mein Gebet wird zum Ghasel. –

VI.

Die Moralisten mag ich nicht,
Nach dem Gesindel frag' ich nicht!
Verläumdung gab ich nie zurück,
Mit dieser Waffe schlag' ich nicht;
Doch wo das Schwert des Geistes blitzt,
Vor solchem Kampfe zag' ich nicht; –
Stets gieng ich meinen eig'nen Weg,
Und daß ich's that, beklag' ich nicht; –
Ein Becher Wein, ein süßes Weib –
Nach allem Andern frag' ich nicht. –

VII.

Komm', küsse mich schnell auf den Mund, mein Lieb!
Komm' küsse die Lippen mir wund, mein Lieb!
Sieh, wie ich so krank bin, so liebekrank, –
O mache mich wieder gesund, mein Lieb!
Doch stahlst du die Seele, was soll mir der Leib? –
– So richte denn ganz mich zu Grund, mein Lieb!

VIII.

Ist es wohl der Geist der Liebe,
Welcher leise schwebt um mich?
Ist es Poesie, die ihre
Gold'nen Fäden webt um mich?

Ist es eine weiße Taube,
Die mein Lager Nachts umkreist,
Die mit wundersanftem Fächeln
Ihre Flügel hebt um mich?

Ist's ein lieblicher Gedanke
Oder ist's ein Traum von dir?
Ist es wohl der Geist der Liebe,
Welcher leise bebt um mich?

IX.

Wenn Meister auch der Kunst zu sein, vielleicht nicht meine
Sendung ist,
Der Kunst, wo Maß ein jeder Ton und Anmuth jede
Wendung ist,
Wo, wie ein Purpurmantel stets sich eine stolze, edle Form
Um Hohes oder Schönes schmiegt, und Harmonie die Endung ist:
Doch lieb' ich sie. — O wüßten die, die mich ob dieser
Neigung oft
Getadelt, wie ihr Tadel falsch, ihr Urtheil voll Verblendung ist!
O, wüßten sie, wie der Genuß, der Seele Wohllaut hinzustreu'n
Im Liede, eine göttliche, erhabene Verschwendung ist!
Doch weitab liegt das Ziel des Ruhms; — schon muß auf hoher
Stufe steh'n
Der Dichter, um erst einzuseh'n, wie fern er der Vollendung ist.

X.

Kaum hat den Liedersegen mir
Des Frühlingshimmels Blau gebracht,
Als auch der heißbewegten Brust
Die Mainacht ihren Thau gebracht.

Ich seh' zurück auf meine Bahn;
Mit Trümmern ist sie übersät,
Denn zu der Einheit hab' ich's nie
Und nie zum festen Bau gebracht.

Wohl fühl' ich, daß ein ernstes Werk
Mir noch zu schaffen übrig bleibt,
Und vor der Seele hatt' ich schon
Den Plan zur lichten Schau gebracht. —

Da bist du, eine schlanke Fee,
Auf leichter Sohle mir genaht,
Und abermals um die Vernunft
Hast du mich, holde Frau, gebracht!

XI.

Es sehnet sich mein Herze bang, o süße Frau, zu dir!
D'rum trägt mich meiner Leier Klang, o süße Frau, zu dir! —
Ist meine Liebe vor der Welt und auch vor dir Vergeh'n,
Nicht widersteh'n kann ich dem Drang, o süße Frau, zu dir! —
Du bist so kalt; — liebst du mich nicht, so bin ich Haß doch
werth,
Dein Haß vielleicht schwächt meinen Hang, o süße Frau, zu dir! —
Doch nein, sei gnädig, laß mir noch den Wahn, du seist mir gut!
Die sich auf Liedesflügeln schwang, o süße Frau, zu dir,
Die Gluth für dich, wie Abendroth, wird bald nun untergeh'n,
Und bald flieht wohl mein Schwanensang, o süße Frau, zu dir!

XII.

Stumm, traurig wandle ich fortan, wenn du mir ferne bist,
Verwaist und einsam meine Bahn, wenn du mir ferne bist;
Dein Lächeln war mir Frühlingshauch, o Gott! wem wirst du nun
Mit diesem holden Lächeln nah'n, wenn du mir ferne bist?
Dein sinnig Auge weilte oft, ein heller Stern, auf mir, —
Wen sieht dies Auge lieblich an, wenn du mir ferne bist?
O süße Stunden, da mein Arm um deinen Leib sich schlang!
Wen soll ich küssen und umfah'n, wenn du mir ferne bist?
Ich hatte dich, nur dich allein und muß dich lassen nun; —
Ich werd' ein ruderloser Kahn, wenn du mir ferne bist; —
Ob diesen Kahn die Fluth verschlingt, ob er am Fels zerschellt,
Was kümmert's dich, was geht's dich an, wenn du mir ferne bist!

XIII.

Dem Dichter ward ein karges Loos; die Nüchternen verhöhnen
ihn,
Es kehrt die Welt sich ab von ihm, nur schöne Frau'n
verwöhnen ihn;
Doch wenn kein irdisch Weib ihm je das Herz erschloß, . . .
mit keuschem Kuß
In heiliger, verschwieg'ner Nacht umarmen die Kamönen ihn.
Ihn lehrt ein Gott der Dinge Maß, er lauscht entzückt dem
Sphärenchor,
Wie Offenbarungen des Alls umrauscht ein Meer von Tönen ihn;
Entsinkt der Muth ihm, richtet neu ein hohes Vorbild ihn empor,
Verwandter Seelen Kampf und Leid erheben und versöhnen ihn.
Dem Ew'gen dient er, lebt nur halb der Zeit, die oft ihn ganz
verkennt,
Doch ehrt die Nachwelt seinen Staub und späte Enkel krönen ihn;
Mag Neid ihm, mag die Rohheit droh'n, ihm ziemt zu lächeln
ihres Wahns,
Vor ihrem giftgetränkten Pfeil beschirmt der Schild des Schönen ihn.

XIV.

Auf den Tod meines Bruders.

(Nach dem Arabischen.)

Sowie vom Felsen rinnt ein Quell, so rieselt meine Thränen-
fluth,
Und tadelnd frage ich mein Herz: wo ist dein einst so fester Muth?
Kaum, daß nach langer Trennung wir uns sah'n, als zwischen
uns der Tod
Geöffnet seines Grabes Schlund, wie ein gereizter Löwe thut. —
Ein einz'ger Trost verbleibt mir nur, daß ich ihn sehen werd'
einmal,
Ob süß auch dieses Leben ist, ob rasch und heiß noch rinnt mein
Blut.
Wie war mein Bruder jung und schön, wie stolz der Glieder
schlanker Bau!
Verschwend'risch zollte er im Kampf dem Schwert den schuldigen
Tribut;
Er nahte seinen Freunden gern, wenn ihn das Schicksal reich
begabt,
Und schlich sich scheu von ihnen weg, war er entblößt und arm
an Gut. —

XV.

Das Fest ist eröffnet, die Pauke dröhnt; verliebte Zecher, herein!
Ihr Lumpen und Jünger des Abu Seid, ihr Silbenstecher, herein!
Aufschließet die Schranken, stürmt an, ihr Scheiks, die Berber-
hengste gespornt,
Und ihr, ihr germanischen Ritter auch, ihr Lanzenbrecher, herein!
Und Keiner verlasse den Kampf, eh' noch der Wein des Morgen-
roths blinkt
Wohl über die Kuppeln und Minarets und flachen Dächer herein! —
Vor Allem ein Lebehoch dem Hafis, dem Patriarchen der Zunft! —
D'rum bringe die liebliche Schenkin das Gold gefüllter Becher
herein!

XVI.

Am Genfersee.

1.

Der rauhe Winter schüttelt die Panzerschuppen ab,
Der junge Frühling sendet schon leichte Truppen ab;
Nun schneid' ich, da der Lenz mir lebend'ge Stoffe beut,
Vergnügt die Drähte meiner Gedankenpuppen ab.
Natur, sie spiegelt selber auf meiner Seele Grund
Erhabene Gestalten in Formen, Gruppen ab.
So spiegeln sich im Leman, von leichtem Duft umhüllt,
Savoyens Riesenalpen mit ihren Kuppen ab. —

XVII.

2.

Freunde, lagert euch im Schatten
Dieser üppigen Platanen,
Windet um die heißen Schläfen
Grünen Epheu und Lianen!

Schenke! spend' uns nun des Weines
Flüssig Gold im Ueberflusse,
Denn wir brauchen reiche Opfer
Zum Gedächtniß hoher Ahnen:

Diesen vollen Becher Jenen,
Die im Reich der Kunst, des Geistes,
An der Vorzeit kolossale
Mythische Giganten mahnen:

Goethe! Byron! die den kleinen
Geistern, die seither erstanden,
Wie die Sonne den Planeten
Vorgezeichnet ihre Bahnen. —

Hier, wo sie gewandelt, laßt uns
Ueben den Gesang und opfern,
Daß zur Dichterweih' um uns're
Häupter wehen ihre Fahnen!

Doch, auch wir sind Nachgeborne.
Was wir zieh'n, ist spielend Laubwerk,
Das sich rankt um Riesenbauten
Jener mächtigen Titanen.

XVIII.

3.

Auf Savoyens Schneegebirgen liegt das Gold der Morgenröthe;
Heil dir, Land, wo einst geschmachtet Matthisson, die weiche Flöte!
Heil dir, Leman! dessen Ufer Voltaire einst entzückt und Rousseau,
Später jenen großen Britten und den deutschen Riesen, Goethe
Hohe Schatten! mir auch hat einst diese Stirn geküßt die Muse,
Daß der nied're Neid mir nimmer meinen guten Namen tödte;
Doch unthätig, im Genusse hab' ich meine Zeit vergeudet,
Hoffend, daß mir wohl im Traume einst ein Gott den Lorbeer böte. —
Oft nun jene großen Dichter mit dem eig'nen Nichts vergleich' ich,
Daß mir Scham und bitt're Reue meine blasse Wange röthe.

XIX.

4.

Mit dem Gewinne den Verlust
Muß man vergleichen, eh' man spielt,
Und weinen muß man erst, bevor
Mit seinem eig'nen Weh' man spielt.

Ich, der dies Leben ganz erfaßt,
Bin leichtgesinnt und flatterhaft,
Fast wie ein junges hübsches Weib,
Das mit dem alten Eh'mann spielt.

Den Blüthenregen mag ich gern,
Womit der Lenz mich mild umkost;
Doch lieb' ich auch den wilden Sturm,
Der um den rauhen Seemann spielt.

Am meisten lieb' ich flüssig Gold,
Gekocht an heißer Sonnengluth,
Wovon der reinste, schönste Strahl
Um das Gestad' des Leman spielt.

XX.

Lenztrunken strömt die Nachtigall den Wohllaut ihrer Kehle
hin,
Die Rose streut verschwenderisch den Weihrauch ihrer Seele
hin; —
Sprich, Schicksal, das mir lang' versagt solch' Loos, wann geb'
ich wiederum
An schöne Frau'n dies heiße Herz in schmachtendem Ghasele
hin?

XXI.

Einst schrieb ich schlechter Verse viel
Und trieb ein wenig Jus dazu;
Ich liebte damals noch die Welt,
Die Schönheit, den Genuß dazu.

Ich hatt' ein leicht auflodernd Herz;
Ein hübsches Weib gefiel mir wohl,
Ein schönes Aug', ein schlanker Leib,
Ein kleiner weißer Fuß dazu.

Ich hab' gelebt, ich hab' geliebt
Und mach' dir keinen Hehl daraus;
Doch fand ich, was ich suchte, nie,
Nur Leere, Ueberdruß dazu.

Da sah ich dich! — ein Frühlingshauch
Drang durch des Herzens Winter mir;
Mir war ein lichter Sonnenstrahl
Dein Lächeln und dein Gruß dazu.

Und mir gefiel dein stolzer Sinn
Und deine Anmuth marmorkalt,
Das feine Lächeln um den Mund
Und deiner Rede Fluß dazu.

Du stolze Frauenkönigin!
Gern bet' ich im Ghasel dich an. —
Nicht wahr, du liebst doch diese Form,
Den schmeichelhaften Schluß dazu?

Ich seh' dich danken schon im Geist. —
O mühe dich nicht, holdes Kind! —
Schling' lieber deinen Arm um mich
Und gib — den ersten Kuß dazu!

XXII.

Nicht milder ist des Mondes Silberlicht, als du,
Und gibt es Engel, sind sie reiner nicht, als du!
Es widert mich die Welt und all' ihr Treiben an,
Und nichts kann mich begeistern zum Gedicht, als du!

XXIII.

Dein soll mein Herz, das heiße, kranke sein,
Dein ohne Maß und ohne Schranke sein!
Dein, schöne Herrin, sei dies stolze Ich,
Dein soll mein heimlichster Gedanke sein!
Es kömmt das Jahr und flieht; — ich will dir treu,
Ob auch die Welt, die morsche, schwanke, sein. —
Ich bin der derbe, starke Eichenstamm,
Du sollst darum die grüne Ranke sein.

XXIV.

Du beklagst mich, der ich sonst nur
Von der Schönheit trunken bin,
Daß ich jetzt in Weltbeglückungs-
Pläne ganz versunken bin.

Während, unter Dunkelmännern
Das Gestirn des Tags verkündend,
Ich nur allzu oft wie eine
Lerche unter Unken bin:

Füllt sich deine Brust mit Sternen
Und du bist ein Licht geworden
Ersten Rangs, was ich zur Zeit noch
Nur in Weinspelunken bin.

Aber hüte dich, daß deine
Sterne nicht vom Licht erbleichen
Jenes Weltenbrands, von dem ich
Selbst ein kleiner Funken bin!

(1870)

XXV.

Daß ich den Mantel hoher Wichtigkeit
In Versen angethan, hat seine Richtigkeit;
Doch Niemand weiß, was ich im Stillen litt
An dem Bewußtsein meiner Nichtigkeit.

XXVI.

Im sichern Hafen land' ich nie;
Mich selber überwand ich nie;
Des Lebens Wechsel such' ich auf,
Doch seinen Reiz empfand ich nie;
Mein Herzblut rieselt hin im Lied,
Dies wunde Herz verband ich nie. —
Wohl hab' ich oft geklagt, jedoch
Mein herbstes Weh' gestand ich nie:
Die Schönheit, die ich früh geliebt,
Die göttliche, umwand ich nie;
Da wollt' ich folgen der Vernunft,
Doch ihren Wink verstand ich nie; —
Wie viel ich in der Welt erstrebt,
Den Stein der Weisen fand ich nie.

XXVII.

Einst hielt ich für ein blühendes,
Ein gottbeseelt Gedicht das Leben;
Mir schien ein schönes, reiches Recht
Und eine ernste Pflicht das Leben,

Der Nerv, der Pulsschlag alles Seins,
Die Seele, die die Welt bewegte. —
Mir war der Tod ein grauses Nichts,
Ein hellauflodernd Licht das Leben;

Noch wucherten, ein üpp'ger Lenz,
Die Täuschungen in meiner Seele,
Die Hoffnung stand in Blüthen ganz,
Denn, ach! noch kannt' ich nicht das Leben. —

Wie anders jetzt! mir scheint der Tod
Ein ruhebringend, rasch Verzichten.
Jedoch ein schmerzlich jahrelang
Andauernder Verzicht das Leben.

XXVIII.

Ich habe manche Nacht durchwacht,
Der süßen Ruhe pflag ich auch;
Ich nutzte meine Zeit, doch um
Verlor'ne Stunden klag' ich auch.

Hab' hinter Büchern oft geschwitzt,
Kathederweisheit hörte ich,
Am Theetisch hab' ich oft gegähnt,
An Frauenbusen lag ich auch.

Geachtet würde, wähnt' ich einst,
Wer weise, was ein Gott ihm gab;
Nun aber kenn' ich ganz die Welt
Und diesem Trost entsag' ich auch.

XXIX.

Ich weiß, wie Weniges mir nur gelungen ist,
Wie bald ein Ton, ein flücht'ger Ton verklungen ist;
Dem Ziele strebte Mancher zu, doch Wen'ge sind's,
Um deren Haupt der Lorbeerkranz geschlungen ist.
Was kümmert's mich? Denkt doch des Schwans die Lilie,
Wenn längst sein Lied, das Schwanenlied, gesungen ist!
So fand auch ich ein Herz, das mein gedenken wird,
Ein Herz, zu dem mein irrend Lied gedrungen ist; —
Da klingt sein Ton melodisch aus, wenn lange schon
Der Zither letzte Saite mir gesprungen ist. —

XXX.

Wie oft ich nach dem Glück gehascht, es floh mir immerdar
vorbei;
Dagegen kam ich unversehrt nur selten der Gefahr vorbei.
Reichthum und Dummheit haben stets hohnlachend sich vor mir
gespreizt;
Wenn auch ein Bettler, sah ich stolz bisher an diesem Paar
vorbei.
Wenn mit der Lüge Waffen oft mir Buben meuchlings
nachgestellt,
So lenkten, wenn ich umgeschaut, die Schlechten feige zwar
vorbei;
Doch hatt' ich, sie zu züchtigen, den guten Bogen oft gespannt
Und war gewiß, es flög' mein Pfeil am Ziel nicht um ein Haar
vorbei;

Indeß, wenn ich das Volk besah, hat mich das Mitleid stets erfaßt,
Am Sperling und am Gimpel rauscht nach edlerm Feind der Aar vorbei.
Wenn ich mich überhebe, ist's, weil Viele mich zu tief gestellt;
Schon schritt mir wichtig mancher Hund, vornehm der Esel gar vorbei.
Vielleicht wird man mir erst gerecht, wenn mit dem Tod der Keim zu dem,
Was ich erreichen hätt' gekonnt, und was ich wirklich war, vorbei.

XXXI.

Wen je der Masse Beifall trug,
Der hebt sich leicht zu hohem Flug;
Gut steht ihm die Bescheidenheit,
Ihm, den die Welt zum Ritter schlug;
Doch, wer die Bahn des Ruhms betritt,
Ein Triumphator ohne Zug,
Der – dessen guten Namen schnöd
Die Lüge und der Neid erschlug –
Sei stolz und sei sich selbst gerecht,
Sei trotzig und sich selbst genug!

XXXII.

Dank dir, Schicksal! das zu bannen
Raum und Stunde mir verliehen,
Das des Liedes silberhelle
Glockenmunde mir verliehen!

Mehr als alle Bücherweisheit
Lehrt Natur mit tausend Zungen;
Dank dir, daß du schon so frühe
Diese Kunde mir verliehen!

Wer den Himmel will erreichen,
Muß sich selbst die Leiter bauen:
Dank dir, daß du dies Bewußtsein,
Dies gesunde mir verliehen!

Großes, was dem Glück mißlungen,
Hat das Unglück oft vollendet;
Dank dir, Schicksal, daß du manche
Tiefe Wunde mir verliehen!

Eines nur beklag' ich, wenn ich
Meines Wortes Klinge prüfe:
Daß du, da du doch so milde
Jene Pfunde mir verliehen,

Daß du, statt an ebenbürt'gen
Gegnern meine Kraft zu proben,
Mir zu Feinden solche schlechten
Kleinen Hunde nur verliehen!

XXXIII.

Ich steu're auf des Lebens Fluth mit selbstgebautem Kiele zu;
Man horcht, wenn meine Harfe tönt, zuweilen gern dem Spiele zu;
Ich streifte manchen schönen Strand, manch' holde Blume winkte mir,
Ich habe mich am Duft berauscht, ein And'rer griff dem Stiele zu;
Doch hab' ich gründlich auch erprobt, was nur das Leben
Bitt'res beut,
Denn, gäb' es noch ein Mißgeschick, ich weiß, daß es mir fiele zu.
Was unerreichbar ich gewußt, das lockte stets zumeist mich an;
Ich rang darnach und wähnte selbst, ich strebe einem Ziele zu. —
Nicht wünsch' ich mir Unsterblichkeit; was kostbar, birgt man
meist der Welt; —
Der Mantel der Vergessenheit, er deckt der Besten Viele zu. —

XXXIV.

Sei du, lieblichste der Frauen,
Sei zufrieden mit den Loosen!
Wenn ich dir die Mahnung gebe,
Wolle d'rum dich nicht erbosen!

Blauem Himmel gleicht dein Auge,
Deine Rede Blumendüften
Und dein Lächeln Schmetterlingen,
Die um deine Lippen kosen;

Unter einem schönern Himmel
Haben schön're Blüthenmunde
Niemals sich dem Lenz erschlossen,
Diesem Schmeichler, diesem losen!

Ach, die Gier nach Ruhm, sie würde
Furchen deine Stirn' und düster
Würde deiner Seele Spiegel,
Deine Wangen bleiche Rosen. –

Laß das Saitenspiel des Herzens
Nie dir von Apoll entlocken;
Ueberlaß es Amor lieber,
Jenem kleinen Virtuosen!

XXXV.

Der Garten schlägt, ein stolzer Pfau,
Sein farbiges Gefieder auf,
In Blüthenflammen loderte
Lenztrunken schon der Flieder auf;

Mit Hyazinthen-Wohlgeruch
Vermengt sich der Narzisse Duft,
Verlangend schließt die Tulpe auch,
Die üppige, ihr Mieder auf.

So zieht berauschend, Bacchus gleich,
Der jugendliche Lenz durch's Land,
Und überall in Hain und Flur
Steht sein Gefolge wieder auf. –

Auch dieses todtgeglaubte Herz,
Es kleidet sich mit frischem Grün
Und lebt nochmals am Ebenmaß
Der schönsten Frauenlieder auf.

Jedoch, was frommt es mir? mein Lieb
Raubt meiner Seele besten Theil,
Und was sie übrig läßt, das geht
Im Wehlaut meiner Lieder auf.

XXXVI.

Deine steilen Pfade giengst du
And're gieng ich unterdessen;
Was das Leben beut an Wonne,
Das empfieng ich unterdessen.

Ob bestaubten Folianten
Hast du oft durchwacht die Nächte;
Jede süße Jugendthorheit,
Ach! begieng ich unterdessen.

An dem Munde weiser Alten
Bist du lernend oft gehangen;
An den Lippen des Genusses
Aber hieng ich unterdessen.

In dem Wüstensand des Wissens
Suchtest du den Quell der Wahrheit;
Doch den Schmetterling des Glückes
Spielend fieng ich unterdessen.

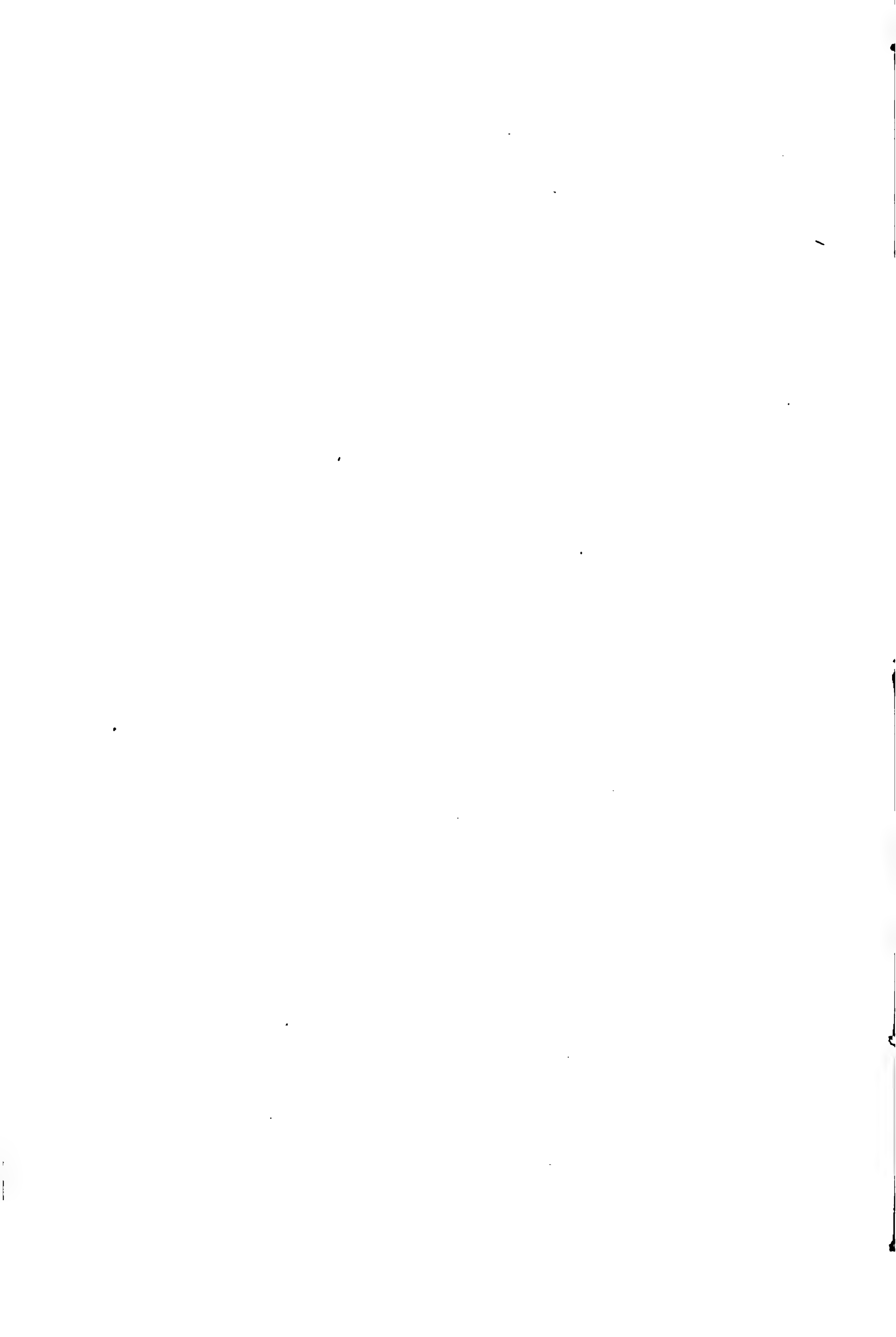
Mit der Geißel der Entbehrung
Magst du deinen Leib kasteien;
Meiner Leidenschaften Fackel
Jauchzend schwing' ich unterdessen. —

Auf des Ruhmes kahle Höhe
Jagt dich, Freund, dein heißer Ehrgeiz! —
Tief im Thale Lenz und Liebe,
Die besing' ich unterdessen.



Sonette.

(1855—57.)



Im Süden.

Was Großes hier dem Geist gelang zu bauen,
Und was dem Fleiße, Dauerndes zu stiften,
Füllt mehr als alle Weisheit trock'ner Schriften
Die Seele mir mit Muth und Selbstvertrauen.

Doch dies gewalt'ge Meer, die gold'nen Auen,
Die Kunst mit Meißel und mit Farbenstiften,
Nichts stillt mein Heimweh nach den Alpentriften,
Nach all' den theuren, wohlbekannten Gauen.

Im Hochland siehst du dort noch stets die derben
Urenkel Tells; das reiche Land der Tiefe
Bewohnt ein Volk mit blühenden Gewerben;

Ein Volk, wenn heut' das Horn von Uri riefe,
Bereit, mit seinem Herzblut aufzufärben
Die blasse Schrift der alten Freiheitsbriefe.

Aus Neapel.

O schöne Tage! — da geschmückt mit Kränzen
Dies Winzervolk sich drängt in bunten Ketten
Beim Ton von Tamburin und Castagnetten
Zu wildbewegten Tarantellatänzen.

O süße Nächte! — wenn die Sterne glänzen,
Mich sanft an eine schöne Brust zu betten
Und mit der Liebe farbigen Paletten
Des Tages fremde Bilder zu ergänzen.

Wohl uns, mein Kind! hier gibt es keine Rotte
Von Moralisten, die, uns zu belauschen,
Neugierig späht in die umlaubte Grotte.

Und leichter, scheint mir, läßt sich hier berauschen
Der grämliche Verstand vom kleinen Gotte,
Durch den wir selig uns're Seelen tauschen. —

Aus Genua.

I.

Von diesen braunen, trotzigen Kastellen
Siehst du die stolze, prächt'ge Stadt sich dehnen; –
Der Hafen wimmelt, wie von Riesenschwänen,
Von Schiffen, deren weiße Segel schwellen.

Die Küste liegt im Glanz, im morgenhellen,
Colombo's Heimat, Voltri, reich an Kähnen; –
Hier Pegli mit den Gärten und Fontänen; –
Das ferne Korsika entsteigt den Wellen.

Groß stimmt mich diese Pracht, die niegeschaute,
Dies Meer, die reichen Wein- und Oelgelände,
Die Schönheit, die erhab'ne, kunstgebaute.

Nur manchmal, wenn der Tag sich neigt zu Ende,
Vermiß ich meine heimatlichen Laute
Und eine Seele, die mit mir empfände.

II.

Denkst du des Abends noch, des zauberischen,
Der uns so süß vergieng und ach! so flüchtig
In jener Kirche, wo uns eifersüchtig
Die Heiligen ansah'n aus ihren Nischen?

Und als du später wiederkehrtest zwischen
Den lästigen Verwandten, ernst und züchtig,
Wie eilt' ich, mich, dein rauschend Kleid nur flüchtig
Zu streifen, mit den Betenden zu mischen!

Doch, o des Glücks! da, täuschend die Begleiter,
Du mir die süßen Zeilen zugeschoben
Und Andacht heuchelnd langsam schrittest weiter.

Die Töne stiegen von dem Chore droben
Herab, wie Engel auf der Himmelsleiter; —
Doch meine Seele flog entzückt nach Oben.

Dämmerung.

Wie lieb' ich jene Zeit, wenn schwach und schwächer
Der Tag verhallt mit seinen lauten Stimmen,
Und wenn im Grau der Dämmerung verschwimmen
Bastei und Aquaedukt und flache Dächer! —

Denn, wenn die Nacht ausspannt den dunkeln Fächer,
Darin der Sterne Diamanten glimmen,
Wenn Nachtigallen zum Gesange stimmen,
Dann, scheuen Schritts, verläßst du die Gemächer.

Ich aber harre dein, wo unter düstern
Weinranken, die die laue Nachtluft würzen,
Mich Marmorsphynxen anseh'n weiß und lüstern,

Bis du dich nah'st, in meinen Arm zu stürzen,
Und fester nur mit deinem süßen Flüstern
Des eig'nen Lebens Räthsel mir zu schürzen.

Das alte Genua.

I.

Als einst zum Sturm Jerusalems der Glaube
Europa wappnete, da war dein Sohn
Der Sarazenen Schreck, ein Führer schon
Dem frommen Ritter mit der Eisenhaube.

Doch später, unermeßlich reich vom Raube,
Den Franken sprachst du, sprachst Venedig Hohn
Dem Griechenkaiser gabst du seinen Thron,
Und Pisa lag durch deine Hand im Staube.

Du herrschtest über die Tyrrhenerfluth,
Im Osten blühten deine Kolonieen,
Chios und Cypern zahlten dir Tribut.

Was du auch unternommen, war gediehen,
Und strahlend, im Geleit von Macht und Gut,
Sahst du den Ruhm durch gold'ne Thore ziehen.

II.

Einst wagte keine Macht mit euch zu ringen;
Man warb um eure sieggewohnten Streiter;
Nach Außen dehnte voller stets und breiter
Die kleine Handelsrepublik die Schwingen.

Nach fernen Küsten warf sie ihre Schlingen;
Ihr war das Glück, der Sieg war ihr Begleiter;
Sie wagte bis zum Hellespont und weiter
Zum schwarzen Meere herrschend vorzudringen.

Doch innen war sie schwach schon; — in Entzweiung
Der Adel; — dieses Völkchen von Ligurien
Rang, ungestraft ihr trotzend, nach Befreiung.

Sie aber spielte, schon gepeitscht von Furien
Des Bürgerzwists und wogender Parteiung,
Mit fernen Kronen noch in ihren Curien.

III.

Seesieg bei Ponza.

Noch einmal war das Glück euch hold, im harten
Seeheldenkampf; — zwei Könige in Banden;
Gefangen Prinzen, Paladine, Granden;
Erbeutet Gold und Purpur und Standarten.

— Jedoch vergebens des Triumphzugs warten
Die Euern; — schweigend an der Küste landen
Heißt euch Visconti; — eure Sonnen schwanden;
— Es war die letzte eurer Heldenfahrten.

Pisani hat, ein Rächer der Pisaner,
Verdunkelt schon bei Chioggia euern Glanz,
Auf euern Schultern steh'n die Venetianer;

Und eure Kolonien des Morgenlands
Erzittern, denn schon nah'n Mohamedaner,
Die der Prophet zum Sturm führt vor Byzanz.

IV.

Andreas Doria.

Du hoher Römer, überhäuft mit Ehre
Von einem Kaiser, dem du mit der Linken
Gedient, daß deine Rechte dem Versinken
Der in sich selbst zerfall'nen Heimat wehre!

Und wie du siegreich herrschtest auf dem Meere,
Schwieg die Parteiwuth auch bei deinen Winken;
Sieschis Stern selbst schien bestimmt zu blinken,
Daß sinkend er dein Heldenhaupt verkläre.

Das Recht des niedern Volkes eng begränzend
Hast du die starre Satzung umgegossen,
Den Adel durch die Bürger klug ergänzend.

Was nur ein Mensch kann, that'st du unverdrossen,
Und nochmals hob dein Vaterland sich glänzend;
Doch bei den Göttern war sein Fall beschlossen.

V.

Wo, stolzes Genua! sind deine Flotten?
Wo deine Schätze, Helden und Galeeren,
Mit denen du als Fürstin auf den Meeren
Auszogst, die Nebenbuhler auszurotten?

Der Nobili Prachtvillen, Gärten, Grotten,
Niemand bewohnt sie, dem Verfall zu wehren;
Der Wind pfeift durch die Räume, durch die leeren,
Als wollt' er ihres frühern Pompes spotten.

Doch neues Leben füllt des Golfes Schale;
Es schmücken Feigen, Wein und Oel und Pinien
Die Höh'n und neue Bauten schau'n zu Thale;

Und von den Thürmen weht der Festungslinien
Und hier am Hafen über'm Arsenale
Die zukunftsreiche Flagge von Sardinien.

VI.

Von euern Säulenhallen und Geländern
Zog sich die Pracht, die statt des Ruhms geblieben; —
Die rüst'ge Mannheit hatte sie vertrieben
Und herrschte üppig nun in Goldgewändern.

Ihr aber, als das Loos nicht mehr zu ändern,
Rieft, die der eig'ne Boden nie getrieben,
Talente, welche eure Thaten schrieben
Und große Meister aus entleg'nen Ländern.

Ihr selbst ruht lang im Grabe nun, im stillen;
Die stolze, von den Strömen zweier Thäler
Umarmte Stadt dient einem fremden Willen.

Doch eurer Größe schöne Todtenmäler,
Die Schätze selt'ner Kunst, Archive, Villen
Ließt ihr zurück als eures Ruhms Erzähler.

VII.

Gern mag ich, wenn sie Abends sich beleben,
Die Strada nuova hin und Balbi schreiten,
Wo in entseelter Pracht auf beiden Seiten
Die schweigenden Paläste sich erheben.

Und träumend laß ich euch vorüberschweben,
Im Glanze längst begrabener Herrlichkeiten,
Ihr stolzen Nobili der alten Zeiten,
Und euer üppig, reich bewegtes Leben!

Einst wehten Pfauenfächer, — gold'ne Schleppen
Durchrauschten diese pompgeschmückten Säle,
Und Fürsten harrten auf den Marmortreppen; —

Indessen trugen keuchende Kameele
Euch Asiens Reichthum her durch ferne Steppen,
Und auf dem Mittelmeer gabt ihr Befehle.

An —.

Einst hab' ich fest an meine Kraft geglaubt.
Wie hat der Ehrgeiz diese Brust durchwühlt!
Die Schläfe hab' ich pochen oft gefühlt,
Als wäre sie von einem Kranz umlaubt.

Der grüne Baum der Hoffnung ist entlaubt.
Die Liebe ist's, die jetzt die Ruh' mir stiehlt,
Wenn deine weiße Hand die Stirn mir kühlt
Und in dem Schooß dir liegt mein krankes Haupt.

Wohl fahr' ich wie im Traume oft empor:
„Verträumt die Jugendzeit, die hinter mir —
Wie weit das Ziel, das ich mir einst erkor!“

Doch schau' ich in dein lieblich Auge dir,
Dann miss' ich gern die Welt, die ich verlor; —
Ich habe dich, den Himmel ja dafür!

An Fräulein von L.

Siehst du so freundlich dort die Rose winken?
Sie scheint, umhüllt von duft'gem Silberthau,
Die Lüfte einzuathmen lind und lau,
Die vollste Morgenwonneluft zu trinken.

Der Mittag naht, die Sonnenstrahlen blinken
So brennend heiß hernieder auf die Au;
Das zarte Grün, sie wandeln es in Grau; —
Sieh' dort verdorrt zur Erd' die Rose sinken!

O halte fest des Glaubens süßen Traum,
Der, wie der Thau im Kelch der Rose, ruht
In deinem reinen kindlichen Gemüth!

O pflücke nie von der Erkenntniß Baum!
Der Trieb des Forschens sengt wie Sonnengluth,
Vor der des Lebens Blumenreiz verblüht.

Ein Wort.

Ein ganzer Himmel war mir einst beschieden,
Als deinen schönen Leib mein Arm umfangen;
Der Frühling blühte und die Lerchen sangen,
Und in dies heiße Herz ergoß sich Frieden.

Ein einzig Wort, — o hättest du's vermieden! —
Du sprachst es aus und alle Bande sprangen,
Die liebend uns're Seelen einst umschlangen,
Und ach! — auf ewig sind wir nun geschieden.

Zwar wird auf mich, den fürder Nimmerfrohen,
Noch manche Qual der heißen Sehnsucht lauern,
Bis dein geliebtes Bild mir ganz entflohen.

Einsam, verwaist wird meine Seele trauern,
Vergleichbar jenen Blumen, die beim rohen
Berühren in sich selbst zusammenschauern.

An —.

Wie in den Abgrund sieht ein Kind mit Zagen,
So sieh' dies Herz, zerrissen und voll Wunden,
Ein Herz, das einst das höchste Glück empfunden;
Komm', sieh'! und lern' dein eigen Leid ertragen.

Sieh' diesen Geist, der einst in schönern Tagen
So hoch gestrebt, so stolz und ungebunden,
Im Staube nun, vom Schicksal überwunden,
Wie eine Eiche, die der Blitz erschlagen. —

Und wirst du einst in spätern Zeiten dich,
Ausruhend an des Glückes klaren Quellen,
Entsinnen meiner, der dir längst verblich:

Dann, wie um Leichensteine Immortellen,
Dann werden zur Erinnerung an mich
Sich Thränen deines Mitleids wohl gesellen. —

Auf meine Großmutter.

Wie floß von deiner Lippe milde Güte!
Bei deinem Beten senkte sich der Glaube
Einst friedespendend eine weiße Taube,
Hernieder auf mein kindliches Gemüthe.

Was damals sanft in meinem Busen glühte,
Ward nun dem Geier der Vernunft zum Raube,
Und hingewelkt ist mir im Wüstenstaube
Des Lebens jede frische Jugendblüthe.

Einst liebtest du mich, o laß dich bewegen,
Gib ein Mal noch in stiller Abendstunde
Mir des Gebetes frommen Kindessegen!

Doch, ach! zu tief ist meines Herzens Wunde;
Das schöne Land der Kindheit zu entlegen,
Und du — liegst längst verscharrt im kühlen Grunde!

Begeisterung.

Begeisterung! du Pulsschlag des Poeten,
Wie lieb' ich dich! du sandtest strahlenprächtig
In diese Seele, trüb und mitternächtig,
Oft des Gedankens leuchtende Kometen.

Euch wird sie, jene Gottheit der Propheten,
Ihr Nüchternen, die ihr so klug bedächtig
Das volle Leben abtheilt karg und schmächtig,
Nie aus dem Flammenbusch entgegentreten!

Laßt euch den Plunder des Alltaggewandes
Nur immerhin von der Gewohnheit schürzen,
Trinkt Wasser, freut euch eures kleinen Tandes!

Ich will, — und sollt' es auch mein Leben kürzen, —
Dies trock'ne Brot hausbackenen Verstandes,
Begeisterung! mit deinem Wein stets würzen.

Die Kunst.

Gesegnet bist du, Kunst! du kannst das Sinnen,
Das schöpf'rische des Weltengeists belauschen,
Die großen Völkerströme hörst du rauschen
Und hörst den Quell in jedem Herzen rinnen. —

Und wie des Menschen Dasein und Beginnen
Ein kurzes Träumen, Hoffen, Sichberauschen,
So muß in ewigem Vergeh'n und Tauschen
Das Größte selbst, das Herrlichste von hinnen.

Du aber mit melodischen Gewalten
Vermagst in Maß und Wort, in Farb' und Tönen
Vergang'nes neu und dauernd zu gestalten. —

Gesegnet bist du, Priesterin des Schönen!
Dir gab ein Gott, das Flücht'ge festzuhalten
Und mit dem Tod das Leben zu versöhnen.

Unmuth.

(An einen Freund.)

Du sahst mich schwelgen oft im Tonregister,
Mich stolz gebärden, trotzig und unbändig,
Wenn ich nach Herzenslust sie eigenhändig
Gezüchtigt — jene Lumpen und Philister.

Nun ward ich zahm fast wie ein Dorfmagister
Und nüchtern und bescheiden und verständig;
In meine Tage theilen sich beständig
Arbeit und Ruh', frohwechselnde Geschwister.

Der Ruf des Ruhms mit dem Sirenenschalle
Lockt mich nicht mehr; — es hangen längst die guten
Tonwaffen ungebraucht in meiner Halle.

Soviel ich kann, dräng' ich die Wohllautsfluthen
Zurück zur Seele und bedaure Alle,
Die sich für diese Krämerwelt verbluten.

Dem Schweizervolke.

Nicht, daß ich dies Bestreben nicht erfasse,
Des Stoffs sich, der Materie zu bedienen;
Schon brach der Geist mit Dampf und Eisenschienen
Der Bildung und der Freiheit eine Gasse.

Nur das Extrem der Zeit ist's, das ich hasse. –
Die Menschheit ward, so hat mir oft geschienen,
Zu einem ungeheuern Schwarm von Bienen; –
Utilität! das ist der Ruf der Masse.

Durch solch ein Leben, das den Thieren eigen,
Erwerb, Krieg, Kinderzeugen und so weiter
Bringt ihr das Edelste in euch zum Schweigen,

Wenn nicht, wie uns die heitern Griechen zeigen,
Auch euch das Schöne wird zur Himmelsleiter,
D'rauf Götter zu den Menschen niedersteigen.

Einladung.

(Am Genfersee.)

Hier liegt Natur in ihrer Größe offen; —
Vor dieser kolossalen Alpenkette,
Die sich erhebt aus blauem Wogenbette,
Steh' ich verstummend, wie vom Gott getroffen.

Verzweifelnd läßt vor solchen mächt'gen Stoffen
Der größte Meister sinken die Palette,
Und ich, ein Schüler noch, soll im Sonette,
Was jener aufgibt, zu erreichen hoffen?

Nein, komm du selbst, um diese Welt zu schauen!
Ich will das Gold der Rebe dir kredenzen,
Das reichlich quillt auf diesen milden Auen,

Und wenn in Abendgluth die Alpen glänzen,
Will ich des Liedes Wohllaut niederthauen
In deine Seele — und dein Haupt bekränzen.

Dichter-Sonette.

Auf Lenau.

Die Nacht ist still, die Lüfte wehen linde; —
Rings auf der Welt liegt ein elegisch Träumen.
Die Blätter lispeln leis nur an den Bäumen,
Wie Seufzerhauch von einem kranken Kinde.

Ein leuchtender Gedanke, pfeilgeschwinde
Aufzuckt der Blitz; — empörte Wogen schäumen;
Hinjagt das Roß des Sturms, wer will es zäumen? —
Der Himmel weint, als ob er Schmerz empfinde.

So gilt das stete Klagen deiner Zither
Der Kreatur, die um Erlösung fleht
Und, Freiheit heischend, pocht am Kerkergitter.

Es ist der Schmerz, der durch die Schöpfung geht
Im Windessäuseln, wie im Ungewitter,
Vom milden Hauch der Poesie umweht. —

An Freiligrath.

(Nach dem Erscheinen der „Zeitgedichte“.)

Wie, du verläßt'st die Cedern und die Palmen
Und deine braunen Scheiks und deine Chane,
Den gelben Wüstensand, die Ottomane?
Auch du singst revolutionäre Psalmen?

Wo Barrikaden steh'n, Wachtfeuer qualmen,
Statt mit dem Dolch und mit dem Yatagane,
In deutscher Wehr', auf deutschem Schlachtenplane
Erscheinst auch du, Tyrannen zu zermalmen?

Traun! Schön ist's für den Kenner, anzuschauen,
Wie voll du schlägst, wie kräftig deine Quarten; —
Nur sind sie leider in die Luft gehauen.

Umsonst steigst du herab von deinen Warten.
So lang die Kunst, ein gutes Bier zu brauen
Der Michel kennt, so wird er nicht entarten.

An Emanuel Geibel.

Ganz kennst du uns're Zeit, doch, fremd der Spaltung
Der wogenden Partei'n und ihrem Toben,
Hast du gewendet deinen Blick nach Oben
In selbstbewußter, priesterlicher Haltung!

Ein schönes Bild harmonischer Entfaltung
Hast du uns, Unvergänglicher, gewoben
Und ein Mal noch auf ihren Thron gehoben
Die Kunst durch formvollendete Gestaltung!

Das Lied ist dir wie Wenigen gelungen;
Die ernste Weisheit auch ward dir gegeben:
Du hobst den gold'nen Schatz der Nibelungen.

Nicht einer Zeit, die rasselt, gilt das Streben
Des Dichters, der für alle Zeit besungen
Das, was unendlich ist im Menschenleben.

Auf Platen.

Von jugendlichem Feuer irrgeleitet
Bin ich erst kalt an dir vorbeigegangen,
Dem man im ungerechten Unterfangen
Die Palme der Vollendung oft bestreitet. –

Dir, dem nur Anmuth von der Lippe gleitet,
Dir ist die Kunst als Frühling aufgegangen,
Darüber du, wenn deine Weisen klangen,
Den milden Griechenhimmel hingebreitet.

Zwar Keiner wird an Wohllaut dich erreichen;
Doch, ob dich jede Formvollendung kröne,
Nie ließest du den Geist dem Körper weichen.

Denn, mag man auch die Reinheit deiner Töne
Antiken Marmorbildern oft vergleichen,
Ist immer ihre Seele doch das Schöne. –

Auf Uhland.

Wie staunt' ich einst in meinen Schülertagen,
Wenn Thürme, Schlösser, hochgewölbte Hallen,
Wenn Saitenspiel, Turnier und Waffenschallen
In deinem Buche vor mir offen lagen!

Wie liebt' ich jene weichen Sängerklagen
Der Troubadours, die Ritter und Vasallen,
Die rothbekränzt zum heil'gen Grabe wallen!
Wie lauscht' ich gierig all' den Heldensagen! —

Heut' les' ich am Gestad' Sorrents dich wieder;
Die königliche Sonne mit dem reichen
Purpurnen Mantel steigt in's Meer hernieder.

Und Heimweh fühl' ich meine Brust beschleichen,
Denn durch die frische Lenzluft deiner Lieder
Ist mir, als hör' ich Rauschen deutscher Eichen.

Auf Heine.

I.

Anmuth'ge Märchen wunderbaren Klanges,
Naive Weisen dir vom Munde quellen,
D'rin Liebe sich und Spott und Witz gesellen;
— Das sind die Seelen deines Zaubersanges.

Doch oft auch zuckt ein Weh, ein schrilles, banges,
Wie Mövenschrei ob dunkelblauen Wellen; —
Dazwischen blüht der Lotos und Gazellen
Beschauen sich im stillen, heil'gen Ganges.

Den schlanken Nixen gleichen deine Lieder,
Den zauberhaften, die du oft besungen; —
Im Mondschein schimmern ihre weißen Glieder.

Wie Mancher taucht, von ihrem Sang bezwungen,
Sich in die blaue Fluth der Dichtung nieder!
Doch Keiner außer dir hat sie umschlungen.

II.

Wer kennt sie nicht, die täglich abgeschmackter
Den sittlichen Verfall der Zeit beweinen! —
Sie wollen das Talent dir nicht verneinen,
Doch Würde und moralischen Charakter.

Sie finden es obscön, daß selbst in nackter
Schönheit die Götter des Olymps erscheinen; —
Apollo sollte Hosen tragen, meinen
All' diese ethisch-kritischen Kalfakter.

Doch, eine schlanke, lose Bajadere,
Hat deine Muse spielend dies Gelichter
Vernichtet mit des Witzes scharfer Wehre.

Wann endlich ahnt dies Volk der Afterrichter,
Daß nur das Plumpe und Gedankenleere
Im Reich des Schönen Sünde sei dem Dichter?

Aus einer Sammlung: „Metrische Gymnastik“.

An Professor Neßler.

Du bist ein Feind von ordinären Reimen
Und magst so gern mit dem Sonette spielen,
Mit dem Ghasel und Triolette spielen
In selbsterfund'nen arbiträren Reimen.

Wo sich ein and'rer quält mit leeren Reimen,
Da seh' ich dich mit dieser Kette spielen; —
D'rum sollst du mit mir um die Wette spielen
In schweren Formen und in schweren Reimen.

Was soll ich mich mit der Gemeinheit messen,
Die Mittelmäßiges zur Norm genommen
Und allzuhoch mag den Pilatus finden?

Nicht will ich mich mit dir an Reinheit messen;
Doch wirst du dies Sonett an Form vollkommen
Und keinen einzigen Hiatus finden.

Frühling.

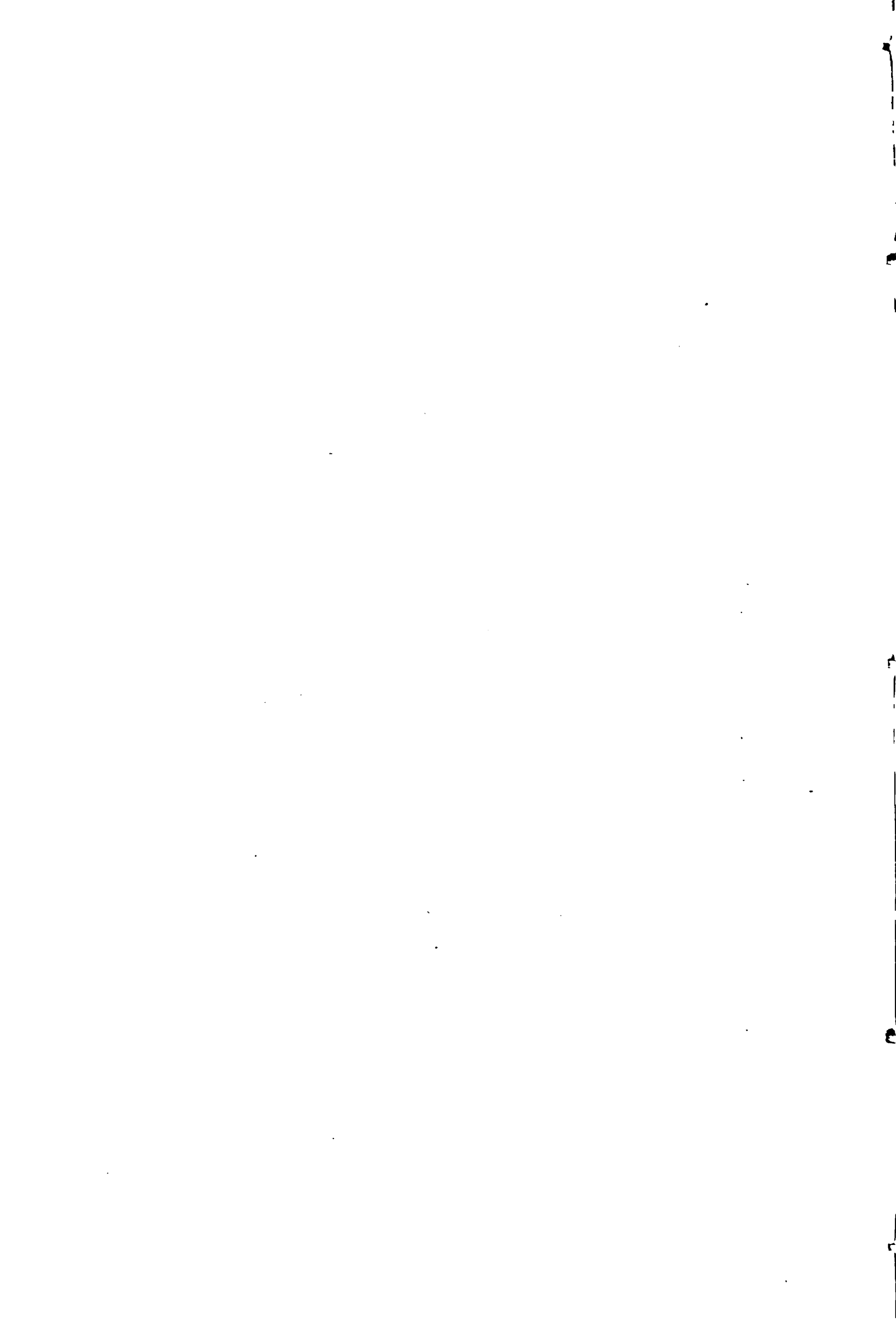
Wenn Thränen aus dem Aug', dem blauen, thauen,
An üpp'gen Lippen mit Verlangen hangen,
Das bleicht der jugendlichen Wangen Prangen; —
D'rum wollt' ich nie mehr schöne Frauen schauen.

Mein Haus wollt' ich auf luft'gen Auen bauen; —
Da ließ ich mich von Liederschlangen fangen,
Die mich zu zärtlichem Umfangen zwangen,
Doch nie mehr wollt' ich diesen Schlauen trauen.

Nun ist der Frühling über Nacht erwacht,
Es lassen sich auf duft'gem Flieder nieder
Waldvöglein, die von Wunderdingen singen;

Nun fürcht' ich fast, daß auch die Pracht, entfacht
In meiner Brust, — daß mich die Lieder wieder
Und auch die Frau'n in ihren Schlingen fiengen.





In antiker Form.



Asklepiadische Strophen.

Die Muse.

I.

Ström', ambrosische Nacht, ströme dein Silberlicht
Weich und träumerisch aus über das ew'ge Meer!
Wieg' in seligen Frieden
Dieses müdegehetzte Herz!

Spinnst du wieder, wie einst, lieblicher Gott des Traums,
Gold'ne Fäden um mich? rührt die Erinnerung
Sanft die Saiten der Seele,
Oder kommst du, Erhab'ne, selbst?

II.

Leise, schüchternen Tritts, wie sich der Liebe Glück
Einst dem Knaben genaht, nahet die Göttliche,
Und das heilige Feuer
Schürt sie wieder im Busen mir.

Was das Leben dir auch oder der Tod dir nahm,
Blieb die Muse dir treu — nimmer verarmt ein Herz,
Dem das Leid in Gesängen
Auszuströmen ein Gott verlieh.

III.

Der Tod.

Während Böse den Tod fürchten und Frohe scheu'n,
Rufen Arme ihn an, Tapfere trotzen ihm;
Doch Geprüfte und Weise
Seh'n ihn nahen wie einen Freund.

Denn den Frieden der Brust, welchen die Welt entweiht
Und die Sorge geraubt, bringt uns der Tod zurück,
Und der kettenbeschwerten
Seele löst er den Sklavenring.

(1872)

An das Meer.

Gruß dir, frührothschimmerndes Meer! gewaltig
Haucht dein herber Odem mich an, und wieder
Tragen aufwärts mich die des Flugs entwöhnten
Schwingen der Seele.

Eig'ner Mißmuth zog und der Haß der Menschen
Längst ein dreifach Erz um die Brust mir; aber
Was sind Thränen Einzelner gegen deine
Mächtige Salzfluth?

Vieles Elend sahst du in langem Zeitlauf,
Seit die Bernsteinlasten des Tyrerseglers
Deine Fluth gefurcht und der windumbrauste
Kiel des Odysseus.

Manchen Segen brachtest du zwar; du trugest
Sänger einst olympischem Sieg entgegen,
Trugest ruhmgekrönte Triumphatoren
Sicher zur Heimat.

Ja, an deinen mächtigen Wellenbrüsten
Zogst du Völker groß und verliehst als Spielzeug
Ruhm und Weltmacht ihnen und ferner Zonen
Seltene Schätze.

Doch die eig'nen Söhne verschlangst du, fraßest
Perserflotten, punische Kriegstriremen,
Warfst Trafalgars Raub zu des zweiten Philipps
Stolzer Armada.

Keine Spur zwar grub dir die Zeit in's Antlitz;
Doch mit unbestechlichem Griffel schrieben
Auf den Grund Jahrtausende dir den ganzen
Jammer der Menschheit.

Dir im Schooß ruh'n Tempel vergess'ner Götter,
Ruh'n versunk'ne Städte; es ruhen neben
Völkerketten untergegang'ner Reiche
Kronen im Schooß dir.

Tyrus' alten Glanz und den Stolz Karthagos,
Romas Weltherrschaft und Venedigs Größe
Deckst du zu mit deiner Gewässer dunkel
Rollendem Bahrtuch.

Tiefgeheimnißvoll, wie des Weltenschicksals
Stimme tönt dein Donnergebrüll in's Ohr mir
Ehern, rauh, hohnlachend, so vieler Völker
Wiegen- und Grablied.

Endlos groß hinwogendes Meer, wer bist du?
Aus Verseh'n entfesselte rohe Urkraft?
Oder gab ein Gott, ein Gesetz dir dieses
Amt der Vertilgung?

Oft wie Athemzüge des großen Weltgeists
Weht's aus deinen Tiefen; mir ist, als hört' ich
Heil'ge Laute, welche der Schöpfungssagen
Räthsel mir lösten.

Doch umsonst mit sterblichem Mund beschwör' ich
Jene Geister über den Wassern schwebend;
Frag' umsonst . . . du spei'st an den Strand als Antwort
Trümmer und Leichen.

(1870)

An Charmion.

Anmuthstrahlendes Weib, attischen Zaubers voll!
Wehmuth faßt mir das Herz, während an deines Munds
Liebreiz, deiner Gestalt seltenem Ebenmaß
Schönheitstrunken mein Auge hängt;

Wehmuth faßt mir das Herz, denk' ich daran, daß einst
Solch vollendeten Leibs blühender Bau zerfällt . . .
Muß denn, was die Natur göttlich berauscht ersann,
Wie ihr nüchternstes Werk vergeh'n?

Heut' schon, morgen vergeh'n? Wo ist des Griechenvolks
Schönheitselige Kunst, welche den Stein beseelt?
Lebt kein Phidias mehr, der dein Gebild, Natur,
Festbannt, eh' es die Zeit zerstört?

Doch was klag' ich umsonst, Liebliche, die ja doch
Selbst nicht flücht'gen Besitz je mir vergönnt? Wozu
Wohllautkundiger Gott, der du die Macht des Worts
Spendest, gabst du die Leier mir?

Schönheit trifft bis in's Mark; aber es stillt den Schmerz
Sanfteinschmeichelnd das Lied, welches die Spröden rührt;
Ist mir dieses versagt, senke mir minder tief,
Fernhintreffer, in's Herz den Pfeil!

(1870)

Meerfahrt.

Fernhin leuchtet das Meer . . . lege das Ruder bei . .
O wie lieblich bist du! Reiner, vom Abendroth
Goldgrundähnlich umstrahlt, heben des schlanken Leibs
Knospende Formen sich ab.

Nimm die Laute, o nimm! Heiliger Friede stimmt
Unmuthglättend, wie Oel, welches die Wogen stillt,
Klar und groß mein Gemüth, wenn du des Saitenspiels
Schlummernden Zauber beschwörst.

Tief aufhorcht die Natur, wie der getrag'ne Ton
Meerfluthähnlich sich hebt, bald wie die Ebbe sinkt,
Nochmals schwillt und erstirbt, bis er wie Windesweh'n
Längs den Gestaden verhallt.

Dämmernd senkt sich der Tag . . . schon im Limonenhain
Sehnsuchtweckenden Lauts flötet die Nachtigall . . .
Horch! Zum Wechselgesang fordert ihr schmachtend Lied,
Fordert zur Liebe uns auf.

Lauter pocht dir das Herz . . . lauscht es der Nachtigall?
Bebt dein eig'ner Gesang noch in der Seele nach?
Doch du lächelst und schweigst . . . über das stille Meer
Senke den Schleier, o Nacht!

(1870)

Der Zürichersee.

O Heimatsee! den einst mit beredtem Lob
Der Sänger pries, der odengewaltige,
Liebkost vom Glück, im Arm der Freundschaft,
Seines unsterblichen Ruhmes sicher . . .

Nach langer Trennung kehr' ich aus fremdem Land,
Das Weh' der Sehnsucht stillend, zu dir zurück
Und grüß' euch, all' ihr wohlbekannten
Wellenumplauderten Fruchtgelände!

Wie einst den Knaben lacht ihr noch heut' mich an,
Dorfreiche Ufer, rebenumlaubte Höh'n . . .
Fernhin, wie alles Große einsam,
Ragt ihr zum Himmel, ihr ew'gen Alpen!

Ihr bliebt dieselben; aber das Eden rings
Bewohnt ein neu Geschlecht, das, dem Göttlichen
In Kunst und Leben abgewendet,
Nur noch den Götzen des Tages huldigt.

Wo sind die Enkel jener Gefeierten,
Die dir den Namen, Limmat-Athen, verlieh'n,
Und die zum Ruhm der freien Heimat
Kronen getragen im Reich des Schönen?

— — — — — — — — — — —

Du frägst umsonst; setz' weiter den Wanderstab!
Den Sänger nährt der heimische Boden nicht . . .
Zugvögel mögen dich geleiten
Ueber die Berge nach fernen Zonen!

(1872)

Die deutsche Sprache.

Dich vor Allem, heilige Muttersprache,
Preis' ich hoch; denn was mir an Reiz des Lebens
Je gewährt ein karges Geschick, ich hab' es
Dir zu verdanken.

Spröde nennt der Stümper dich nur; mir gabst du
Alles; arm an eigenen Schätzen bin ich,
Doch verschwenderisch wie ein König schwelg' ich
Stets in den deinen.

Mancher Völker Sprachen vernahm ich; keine
Ist an Farbe, plastischem Reiz, an Reichthum,
Wucht und Tiefe, keine sogar an Wohllaut
Ist dir vergleichbar.

Ja, du bist der griechischen Schwester selber
Ebenbürtig, wär'st des Gedankenfluges
Eines Pindar werth und der Kunst der alten
Göttlichen Meister.

Wenn die Zeit auch nicht an des deutschen Volkes
Weltberuf mit ehernem Finger mahnte,
Eine solche Sprache allein genügte,
Ihn zu verkünden.

(1872)

Dem deutschen Volke.

I.

Seine Blüthezeit und die Zeit des Sinkens
Hat ein jedes Volk in der Weltgeschichte;
Jedes tritt, sobald sein Beruf erfüllt ist,
Ab von dem Schauplatz.

Unversehrt blieb nur des Germanenvolkes
Frische Kraft . . . noch strotzt es von Lebensfülle
Wie es Tacitus mit dem eh'rnen Griffel
Schildert den Römern.

Mehr als ein Mal, bald durch die Macht des Geistes,
Bald durch die des Schwertes der Welt gebietend,
Stand es auf den sonnigen, ätherklaren
Höhen der Menschheit.

Wieder, alle Stämme zum Reich vereinend,
Herrscht dies Königsvolk, und die Attribute
Seines Weltmachtscepters bedeuten: Wohlfahrt,
Recht und Gesittung.

II.

Reine Freude schwellt mir das Herz, gedenk' ich
Deines Schlachtenruhms und des stolzen Aufschwungs
Deiner Völker, wiedergebornes, starkes,
Einiges Deutschland!

Mag im Glanze künftiger Machtentfaltung
Dir ein Gott die Tugenden stets bewahren,
Die dich groß vor anderen machen, Volk der
Dichter und Denker:

Keusche, unbestechliche Wahrheitsliebe,
Die das Eig'ne prüft und auch Fremdes achtet,
Hohen Sinn und sicheres Maß, die schönsten
Zierden der Thatkraft.

Nicht zu blenden, sondern als Leuchte trage
Deiner Bildung Fackel voran der Menschheit;
Führ' das Richtschwert, aber dem Schwert geselle
Stets sich die Wage!

So auf's Neue nimm in der Weltgeschichte
Deine Stelle, walte des Amts mit Würde,
Und den mühsalduldenden Völkern sich're
Frieden und Freiheit!

(1872)

Das Eisen.

Lang genug als Dichter und Denker priesen
Oder höhnten and're das Volk der Deutschen;
Aber endlich folgten des Wortes Thaten
Thaten des Schwertes.

Nicht des Geistes, sondern des Schwertes Schärfe
Gab dir Alles, wiedererstand'nes Deutschland . . .
Ruhm und Einheit, äußere Macht und Wohlfahrt
Dankst du dem Eisen!

Laß die Harfen tönen von Siegsgesängen!
Aber halte mitten im Jubel Wache!
Unter Lorbeerzweigen und Myrthenreisern
Trage das Schlachtschwert!

Denn die Zeit ist ehern und Feinde dräu'n dir
Wie am Hofe Etzels den Nibelungen;
Selbst zur Kirche nur in den blanken Brünnen
Giengen die Helden.

And're Zeiten, and're Geschlechter kommen . . .
Und dem späten Enkel, der deine Thaten
Dankbar segnet, werden des Krieges Waffen
Wieder zur Pflugschar.

(1871)

An Grillparzer.

Unterhaltung will von der leichtgeschürzten
Muse nur die Menge und Sinnenkitzel;
Doch für tiefen Ernst und gedieg'ne Schönheit
Mangelt der Sinn ihr.

Wessen Geist aufsteigt zum Erhab'nen, bleischwer
Zieht die Last der nüchternen Zeit zurück ihn;
Fast mit Spott begegnet die Welt dem ernsten,
Wirklichen Dichter.

Unverstanden, grollend, das Herz verödet,
Diesem dampfkraftfrohen Geschlecht ein Fremdling,
Schreitet er durch's Leben, wie fluchbeladen . . .
Freudlos und einsam.

Seinen Seherblick in Vergang'nes tauchend
Oder Künft'ges, kehrt er sich seiner Zeit ab
Und verlernt, dem göttlichen Dante ähnlich,
Lachen und Weinen.

Selbst das Spätroth endlichen Ruhms beleuchtet
Greller nur den schmerzlichen Zug des Hohnes,
Der auf längst begrabenes Hoffen weist und
Jahre des Kummers.

(1872)

Auf Moritz Hartmann.

(† 1872.)

Ernst und heilig wird mir zu Muth, als trät' ich
Ueber eines Tempels geweihte Schwelle,
Denk' ich deiner, mildegesinnter, edler,
Bester der Menschen!

O, wie oft, vom eisigen Frost des Lebens
Halberstarrt, empfand ich die volle Wärme
Deines tiefempfindenden, allem Schönen
Offenen Herzens!

Rein're Gluth umloderte keinen Altar;
Ach und nun . . . der lässigen Priest'rin ähnlich
Ließ Natur dies heilige Vestafeuer
Achtlos erlöschen!

(1872)

Auf Karl Brater.

Dein gedenk' ich heute beim Sieg der großen
Deutschen Sache, der dein charakterstrenger,
Hoher Freimuth, deine gedankenklare
Seele geweiht war.

Wenn ein Held im Taumel der Schlacht nach tapfern
Thaten hinsinkt, schmückt ihn der blut'ge Lorbeer;
Sein Gedächtniß feiert die Zeit und dankbar
Nennt ihn die Nachwelt.

Doch es bleibt die stillere Größe jener,
Die zum Wohl des Volks in Gedankenschlachten
Tropfenweis verbluten ein reines Leben,
Minder beachtet.

Ja, es bleicht anspülend die Fluth bewegter
Zeit die besten Namen und mancher Grabstein
Uebermoost, manch' geistige That entfällt dem
Mund der Geschichte.

Denn es hat der Lebende Recht; die Menge
Liebt, was glänzt, und käufliche Lippen preisen
Jene nur, die willig das Lob mit vollen
Händen belohnen.

Doch dem Dichter ziemt es, im Angedenken
Seines Volks die Todten ersteh'n zu lassen
Und die denkmallosen Gedankenhelden
Würdig zu ehren.

(1874)

An einen jungen Dichter.

Laß das Handwerk klappern . . . und feile Hände
Laß den Lorbeer winden um nied're Stirnen!
Ewig ist das Wesen der Kunst . . . und jene
Dienen dem Tage.

Leihe nicht dein Lied dem Gezänk der Menge!
Nachtigallen flieh'n das Geräusch des Marktes;
Doch im Stillen strebe der Flug der Seele
Früh nach Vollendung.

Lerne stets und ziehe zu Rath die Meister,
Aber bleibe treu der Natur! An jenen
Reift der Geist; doch diese verleiht dem Herzen
Ewige Jugend.

(1872)

Ermuthigung.

Wende nicht dich ab von der Zeit und lasse
Durch dies gutanhäufende Volk von Thoren
Nicht den Sinn dir rauben für dieses Daseins
Edelste Blüthen!

Willst du Räthsel lösen, so lös' des Lenzes
Und der Liebe duftige Blumenräthsel;
Lerne froh sein, täusche hinweg die Stunden
Grübelnden Trübsinns!

Schließ' die Bücher, öffne das Herz der Freude,
Füll' das Kelchglas, suche den Waldesschatten
Und genieß' das Leben, wie einst die Alten,
Heiter und weise!

(1872)

Gereimte sapphische Oden.

I.

Wenn du nahst, leichtfüßiger als die Horen,
Träumerisch im eigenen Reiz verloren:
Alle Blicke, die dir am Munde hangen,
Nimmst du gefangen.

Wenn du sprichst, verbreitet sich Wohlgefallen,
Wenn du singst, verstummen die Nachtigallen,
Wo du weilst, entsprießen dem kargsten Boden
Sapphische Oden.

II.

Holdes Kind, in deine gelösten Locken
Fällt der Nachtthau, fallen die Blüthenflocken!
Nachtigallen schlagen, die alte Linde
Flüstert im Winde.

Drinn Musik und seid'ner Gewänder Rauschen,
Während Nachtigallen uns hier belauschen.
Sie verstummen; wir in verliebtem Zaudern
Küssen und plaudern.

(1872)

Der Weiseste.

Stumpfen Sinnes ihre gebahnten Pfade
Geht die Menge; ew'gen Gesetzen folget
Die Natur; doch blind mit den Menschenloosen
Schaltet der Zufall.

Manchem schwellt ein günstiger Wind die Segel,
Manchen hebt die Woge der Zeit und trägt ihn
Fernem Ziel zu; aber der Guten viele
Schlingt sie hinunter.

Und mich däucht am weisesten, wer Bescheid'nes
Nur erstrebt, das sichere Gleichgewicht der
Seele nie verliert und, was unabwendbar,
Lächelnd dahinnimmt.

(1873)

Am Genfersee.

I.

Wem zur Last geworden die Welt, er schweife
Hier entlang die blühenden Seegestade,
Daß am Zauber dieser Natur das kranke
Herz ihm genese.

Ringsum wohnt ein emsiges Volk von Winzern
Freien Sinnes, glücklich und frohgemuthet,
Denn die busenförmigen Hügel alle
Triefen von Segen

Gold'nen Weins; die ewigen Alpen schützen
Dieses Land und südliche Lüfte buhlen
Um die Buchten; drüben erhebt Savoyens
Fernes Gebirg sich

Aetherklar . . . ein lachender Himmel spiegelt
Sich im See; sein leuchtendes Sonnenauge
Ruht auf dir mit sichtlichem Wohlgefallen,
Eden der Freiheit!

II.

Wo des Tiguriners gewalt'ge Streitaxt
Römeradler fällte, da schießt der Weinstock
Ueppig auf, gedüngt von dem Blute jener
Söhne der Wölfin.

Gib uns nun der römischem Blut entsproß'nen
Gold'nen Traube feurigsten Saft, o Schenke!
Deutscher Einheit bring' ich dies Kelchglas, Deutschlands
Wachsender Größe. (1872)

Abschied.

Lebe wohl! hier theilen sich uns're Pfade — —
Wandle deine sonnigen Lebensbahnen!
Leicht des ernstgestimmten und strengen Freundes
Wirst du vergessen.

Selt'ner Gaben Fülle verlieh ein Gott dir:
Dieses Auge, lechzend nach allem Schönen,
Holde Anmuth, griechisches Maß und eine
Seele voll Wohllaut.

Dir gebührt, mit jenen allein den Adel
Deines Herzens, deiner Geburt zu theilen,
Denen früh der lachende Mund des Glückes
Küßte den Scheitel.

Mir geziemt, den strebenden Flug der Seele
Nicht zu hemmen; aber, getreu der Fahne,
Bei des Glücks Stiefkindern zu steh'n im herben
Kampfe des Lebens.

(1873)

Gegen Rom.

Einst am Felsen Petri zerschellte uns'rer
Hohenstaufen Kraft und noch heut' den deutschen
Kaiserpurpur schändet die ungesühnte
Schmach von Canossa.

Allzulang im Namen des ew'gen Gottes
Alle Frevel übte das Rom der Päpste
Und erhielt in Schrecken die Welt mit Bannfluch,
Folter und Holzstoß.

Sieh' und kaum entsank dem Apostelfürsten
Seines Weltreichs Zügel, erhebt er nochmals
Alles wagend über die Macht der Krone
Jene der Inful.

Unerhörtes maßt der zum Gott erhob'ne
Greis sich an; die mündig gewordn'e Welt frägt,
Ob sie denn zum Joch des geweihten Irrsinns
Nochmals verdammt sei;

Oder ob der Genius jenes Volkes,
Das dereinst das Rom der Cäsaren beugte,
Auch dem Machtwahn römischer Priesterherrschsucht
Wieder ein Ziel setzt.

(1872)

Die Bestimmung der Schweiz.

(An Bundespräsident Emil Welti.)

Hier auf Allobrogengebiet vermaß sich,
Jüngst noch straflos Völkerverträge brechend,
Jener neue fränkische Imperator
Schnöder Gewaltthat.

Schweigend sah's Europa und längst dahin ist
Althelvetias Heldengeschlecht, das unter
Divicos Jochgalgen den Römernacken
Einst mit dem Schwert zwang.

Was vermöchte wider Erobrerwillkür
Heut die Schweiz noch? Kleinere Staaten schützt ja
Vor dem Schicksal Polens allein die Zwietracht
Mächtiger Nachbarn.

Euern Freistaat sichert, ihr Schweizer, nicht mehr
Jener Löwenmuth, der die Heere Oestreichs
Niederwarf und Karl, dem Burgunderherzog,
Leben und Ruhm nahm,

Noch der Ehrgeiz, welcher das Scepter Mailands
Prüfend wog, indessen die Riesenschlachten
Auf den norditalischen Eb'nen eure
Waffen entschieden.

Heldenruhm hob einst beinah' euch zur Weltmacht,
Aber and're Zeiten und Sitten gaben
And're Säulen eurem Bestand, euch selber
Andere Ziele.

Euer Kleinstaat rage hervor durch Großsinn;
Zeigt der Freiheit Segen Europas Völkern,
Und durch Weisheit eurer Gesetze werdet
Ihnen ein Vorbild!

(1872)

Sonnenuntergang.

O wie träumt es sich süß am myrthenumbuschten Gestade,
Wenn in das leuchtende Meer scheidend die Sonne sich taucht!
Feierlich schweigt die Natur; kaum lispeln die Silberoliven,
Leise, mit würdigem Ernst, neigen die Pinien das Haupt.
Hie und da nur erklingt eintönig die Weise des Fischers,
Der des krystallenen Golfs riesigen Spiegel durchfurcht.
Heiliger Frieden umwohnt wie der Seligen Inseln dies Eden;
Auch in der eigenen Brust wiegt er den Kummer in Schlaf.
Bilder der Heimat zieh'n an der Seele vorüber; mit Liebe
Denk' ich der Freunde und fast möcht' ich den Feinden verzeih'n;
Was sie auch Schlimmes gewollt, mir wandte sich Alles zum Guten,
Bitt're Erfahrungen selbst stärken und läutern das Herz.
Einst, wenn schon lange des Neids unlautere Quellen versiegt sind,
Geb' ich der Heimat dafür Ströme des Wohllauts zurück;
Denn die Gabe des Worts zur lieblichen Frucht des Gesanges
Hast du dem Fremdling indeß, südliche Sonne, gereift.
— Ha, wie scheidest du dort, verklärt nur vom eigenen Lichte,
Königlich groß noch im Tod, segenverbreitend Gestirn!
Stolz und geräuschlos wie du zu verbluten im Dienste der Menschheit,
Und zu verzichten auf Dank, ist ein erhabenes Loos.
Selbst auf das nied're Gewölk, das neidisch den Pfad dir umdunkelt,
Wirfst du den Abglanz noch, während du siegend versinkst.
Rosige Segel zieh'n fernhin . . . und gehüllt in den Purpur,
Den es von dir sich geborgt, schlummert das ewige Meer.

(1871)

Elegie aus dem Süden.

Heute, bei'm ländlichen Fest des Heiligen, dem dort am Berghang
Ueber'm Olivengeländ' Kirche und Kloster geweiht,
Sah ich die Prozession — ich stand auf dem alten Kastelle —
Als sie vom Marktplatz her summend die Thore durchzog.
Diener der Kirche mit Fahnen, in hohem Ornate der Bischof,
Preti, Väter der Stadt, Frauen und plauderndes Volk.
Langhin wogte der Zug durch die weinduftathmenden Gassen,
Munter, als gält' es zum Tanz, scholl die gedämpfte Musik.
Aufwärts gieng's den gepflasterten Weg, dem Gesumme der Beter
Antwortgebend ertönt' fröhlicher Winzer Gesang.
Weihrauchgewölk stieg bläulich in Ringeln empor; von dem Städtchen
Hallte Geläut; fernhin glänzte das heilige Meer.
Aber es muthete nicht wie im Norden die kirchliche Feier,
Nein, wie des griechischen Volks heiterer Kultus mich an.
Dich auch sah ich bei'm Zug, Annina, im Schwarm der Gespielen
Welche im Sonntagsstaat, sittig vom Schleier umwallt,
Spenden der Kirche trugen in zierlich gehenkelten Krügen
Frei auf dem Haupt und im Korb Kuchen und duftend Gebäck.
So in der Kekropsstadt beim Feste der Panathenäen
Mitten im glänzenden Zug, der, von den Priestern geführt,
Unter der Cymbeln und Pauken Getön sich vom Platz Kerameikos
Meerfluthgleich durch Athens prangende Straßen ergoß,
Schritten die Töchter der alten Geschlechter, zum Opfer die Spenden
Honig tragend und Obst, heilige Gerste und Oel.
Ihnen zu Häupten vom Mast des rädergetragenen Schiffes
Wallte der Göttin Gewand, strahlend von Scharlach und Gold.
Jünglinge, myrthenbekränzt, und ölzweigtragende Greise,
Reisige folgten, die Stadt prangte im festlichsten Schmuck.

Hoch zur Akropolis stieg der Zug; vor dem Tempel der Pallas
Brannten die Opfer, indeß rauschend der Päan erscholl.

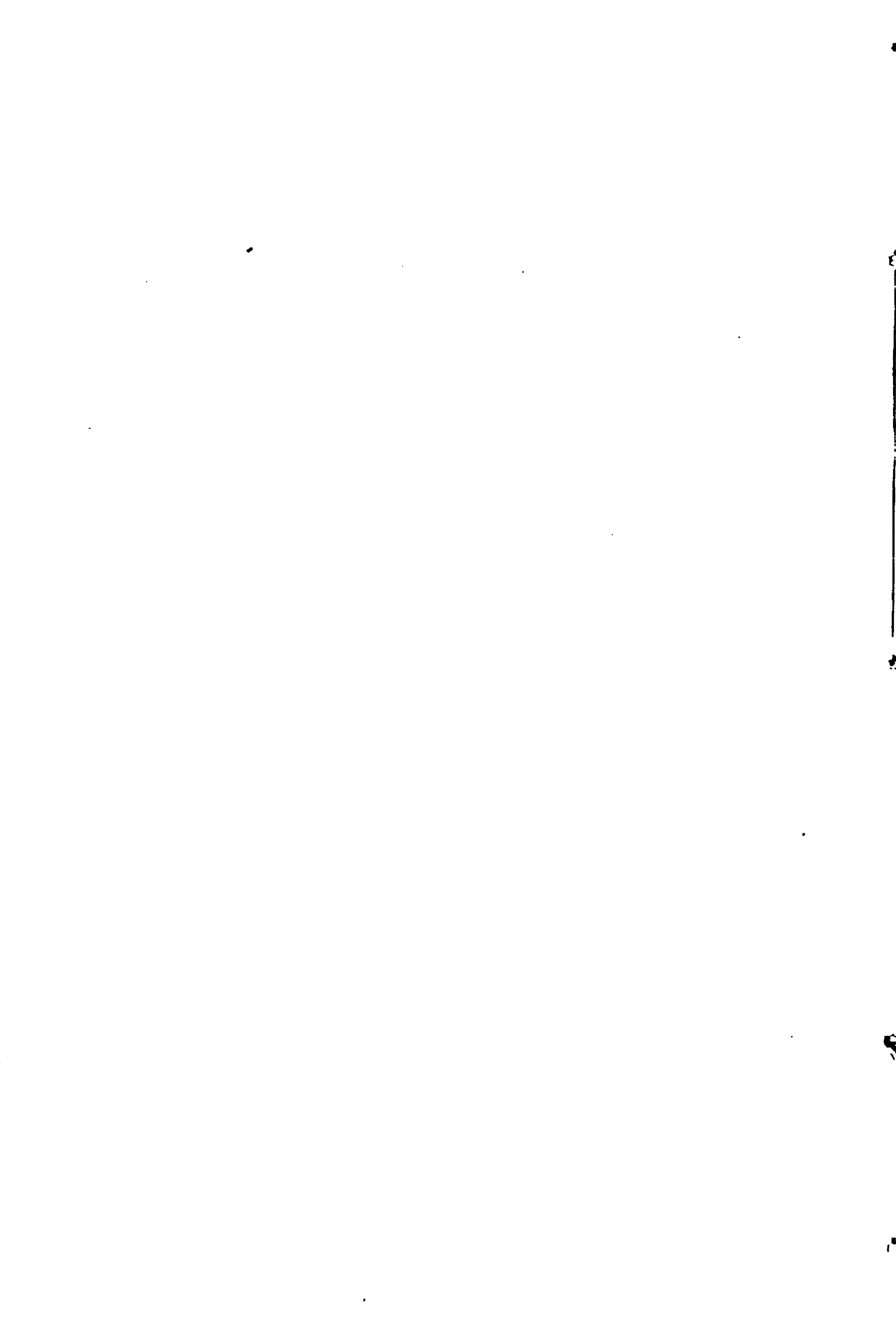
Doch längst sind sie entthront, die erhabenen Uranionen;
Ueber den Göttern Homers herrscht der gekreuzigte Gott.
Selbst dein pentelischer Marmor, o Parthenon, sank und
Verwüstung
Nagt an der Göttin des Siegs jonischem Tempelgesäul;
Und mit begeisternder Kunst, die einst aus der Blüthe der
Anmuth
Göttergestaltend zur Frucht reiner Vollendung gedieh,
Bildet kein Phidias mehr die gothenverscheuchende Pallas,
Noch ein Maler von Kos, Anadyomene, dich!
Musen und Chariten floh'n, die freundlich im Umgang mit
Menschen
Meisel und Pinsel geführt oder die Phorminx beseelt.
Tugend und Großsinn lehrt kein Sophokles mehr und kein
Platon,
Keines Pindaros Sang preist den olympischen Sieg.
Hellas Größe erlag dem herben Gesetz der Vernichtung,
Ueber den Gräbern des Ruhms haust ein entartet Geschlecht.

Hier nur, wo unter italischem Himmel manch' herrliche Pflanzstadt
Griechischen Fleißes erblüht, mahnen an Hellas uns noch
Schöner Verhältnisse Maß und der Liebreiz weiblicher Formen,
Die noch immer ein Hauch attischen Zaubers umschwebt.
Wie am Erechtheustempel die blühenden Mädchengestalten,
So erschien mir der Chor deiner Gespielinnen heut'.
Aber vor Allen schön schienst du mir, Annina, das Antlitz
Gläubiger Andacht voll, wie es die Feier gebot!
Nicht wie die Andern geziert mit buntem Korallengeschmeide,
Funkelndem Ohrengehäng, duftenden Blumen im Haar,
Nein, im schneeigen Kleid, das die reifende Fülle der Glieder
Und den harmonischen Bau minder verdeckt als verrieth,
Halb noch Knospe, halb Blüthe, vereinend den Adel der Formen,
Wie sie Praxiteles einst oder ein Skopas geahnt,

Leichten und schwebenden Gangs, getragen von rhythmischem
Wohllaut,
Schrittest du strahlend im Schmuck eigener Schönheit dahin.
Stechenden Blickes verschlang — ein lüsterner Cybelepriester —
Dich der Prete, der jüngst Bilder im Dom uns erklärt.
Doch du bemerktest es nicht, du hieltest des leuchtenden Auges
Sehnsuchtweckenden Strahl schüchtern zu Boden gesenkt.
— Aber du lächelst mich an ungläubig und schüttelst das
Haupt nur;
Was mein begeisterter Mund predigt, verstehst du noch kaum.



Sprüche und Epigramme.



I.

Farbe find'st du und Schwung bei den Neuern und prahlende Reime,
Doch das Geheimniß der Form lehren die Alten dich nur.

II.
Klassische Kunst im Norden.

Karg nur gedeiht hier der Kunst Südfrucht; es ersetzen der Hofgunst
Ordenssterne dich nicht, strahlende Sonne Homers.

III.
Den Geschichtsphilosophen.

Nießt der Weltgeist einmal, gleich trifft wie ein Schlag das Ereigniß
Euer winzig Gehirn, das an Systeme gewöhnt;
Aber sofort Urgrund, Erfolg und causale Beziehung
Grübelt ihr aus und im Nu wird die Erscheinung Gesetz.

IV.

Die Schwaben.

Eigene Köpfe sind's, gleich sieht man's, denn wo sie gerathen,
Ragen sie meist um den Kopf über die Andern hinaus.

V.

Höfliche Form.

(An einen Epigrammendichter.)

«Lento signore» versetzt der Welsche, verfehlt dich sein Dolchstoß;
Trachte, mein Freund, um so mehr höflich zu sein, wo du triffst!

VI.

Bessere Früchte gedeih'n am Baume der Presse nicht eher,
Bis vom Insektengeschmeiß gründlich die Blätter befreit.

VII.

Ein guter Ruf ist wie ein stattlich Haus;
Das baut sich, Stein um Stein, allmälich aus.
Doch mit gewissenloser Hand
Im Nu steckt es ein Lump in Brand.

VIII.

Was schiltst du immer auf die Welt,
Da Alles doch so wohl bestellt?

Dem Einen ward Tugend, dem Andern Wissen,
Dem Dritten ward ein zart Gewissen;
Und wer nicht achtet auf diese drei,
Der verfällt der himmlischen Polizei.

IX.

Auf D.

Seht mir den Mann hier an!
Buchhändler zugleich und Verfasser
Sieht er die Sündfluth nah'n,
Und läßt noch sein eigenes Wasser.

X.

Einem Schriftsteller „in Windeln“.

Du hältst auf die Kritik nicht viel . . .
Ihr Urtheil zeuge von Kleinlichkeit;
Doch handelt sich's hier nicht um Inhalt, noch Stil,
Man spricht nur von Rücksicht auf Reinlichkeit.

XI.

Auf der Mensur.

Ward dir ein tüchtiger Gegner verlieh'n,
Behandl' ihn mit Würde und laß' den Hohn,
Rück' auf den Leib ihm und haue ihn,
Aber sprich nicht weiter davon!

XII.

Auf David Friedrich Strauß.

Christliche Menschheit, das ist der Mann, der den Staar dir gestochen!
Aber an's Dunkel gewöhnt schmerzt dich noch immer das Licht.

XIII.

A. macht dem B. einen Besuch,
Um höflichst sich zu bedanken,
Daß jener ihm widmet' ein Buch,
Wozu er ihm stahl die Gedanken.

XIV.

Obwohl mit Wuthgeschrei die Pfaffen
Den Satz der Wissenschaft verdammen,
Daß einem Ahnherrn Mensch und Affen,
Und selbst der Pontifex entstammen,

Verlangen doch die Unfehlbaren,
Die sich so tief empört geberden,
Daß plötzlich die von Menschenpaaren
Erzeugten wieder Affen werden.

XV.

Nun hat er endlich doch den Orden,
Ist Ordinarius sogar . . .
Und ist dadurch nicht feiner zwar,
Doch auch nicht ordinärer worden.

XVI.

Du staunst und weißt es nicht zu deuten,
Daß X. so vielen Spott verdaut; . . .
Doch wer sich pflegt um Geld zu häuten,
Der fährt nicht gratis aus der Haut.

XVII.

Zwischen dem Elend und dem Glücke
Gähnt eine breite Kluft;
Die Hoffnung schlägt darüber die Brücke,
Aber sie hängt in der Luft.

XVIII.

Partikularisten und Ultramontane.

Eins haben sie vor euch voraus:
Den Vortheil des weitern Horizontes;
Ihr seht nicht über den Kirchthurm hinaus,
Sie aber schauen ultra montes.

XIX.

Die größte Unbescheidenheit
Ist der Glaube an die Unsterblichkeit,
Die Zumuthung an die Natur,
Diese dürftige Menschenkreatur
Selbst in den mißlungensten Exemplaren
Für Ewigkeiten aufzusparen.

XX.

Ihr wähnt das menschliche Geschlecht
Durch Kirchenlichter zu erhellen;
Wir üben uns'rerseits das Recht,
Euch selbst in's rechte Licht zu stellen.

XXI.

Wenn Einer, dem zur Last das Leben,
Sich dieses Geschenkes will begeben,
Wer hat ein Recht, es zu verwehren?
Doch dessen Logik ist schwer zu erklären,
Der, weil ihm das Glück nicht kam im Schlafe,
An sich vollzieht die Todesstrafe.

XXII.

Geist und Körper zu ernähren,
Kraft und Bildung zu vermehren,
Schuf das Wissen, das exakte,
Poesie- und Fleischextrakte.

XXIII.

Mein Freund, du treibst auf off'ner See;
Und kämst du gern in den Hafen,
So stell' dich mit den Künstlern gut
Und besonders mit Photographen!
Bedenke, daß man sterblich ist,
Wofern mit einem Ruck man
Nicht etwa unter die „Klassiker" kommt
Durch Lindenschmidt und Bruckmann!

XXIV.

Willst du kommen in die Mode,
Mach' dich geltend, sei nicht faul!
Denn öffnest du nicht selbst das Maul,
Die Andern schweigen dich zu Tode.

XXV.

In dieser Welt des Unbestands
Verschmähe den erborgten Glanz;
Was du thun willst, thu' es bald,
Was du sein willst, sei es ganz!

XXVI.

Du hast einen viel zu geschmeidigen Rücken,
Mein Freund, um die Menschheit zu beglücken!
Die Zeit will Männer, die sich erheben,
Nicht solche, die sich mit Anstand bücken.

XXVII.

Der Frohe wird gern mit Menschen verkehren,
Der Kluge wird Nutzen aus ihnen ziehen,
Der Weise wird sie nicht suchen noch fliehen,
Aber er lernt sie möglichst entbehren.

XXVIII.

Was Optimist und Pessimist?
Ich kann weder den noch jenen fassen,
Da die Welt zu alltäglich zum Lieben ist,
Und allzuklein zum Hassen.

XXIX.

Genuß liegt im Kampf nur, im Thatendrang,
Bei dem sich die Kräfte steigern;
Mir mundet der süßeste Kuß nur so lang,
Als ihn trotzige Lippen verweigern.

XXX.

Willst du gelten bei den Thoren?
Gib dich aus für hochgeboren!
Willst du bei Verständigen gelten?
Höre viel und rede selten!
Doch willst du Frauengunst gewinnen,
Sprich, ohne viel dich zu besinnen!

XXXI.

Ein Grund nur findet sich, einer,
Bei Menschen auszuharren:
Die Zahl der Verbrecher ist kleiner,
Als die der Narren.

XXXII.

Gehst du einmal unter die Recensenten,
So gib dich nicht ab mit kleinen Talenten;
Du mußt dich an die größten wagen,
Die den Tadel verschmerzen, das Lob ertragen!

XXXIII.

Persische Vierzeilen.

„A. schimpft auf dich und wird dabei stets fetter;
B. kennt dich nicht und doch bist du sein Retter.“
Was, süßes Kind, verschweigst du mir das Schlimmste?
Du liebst mich nicht und täglich wirst du netter.

XXXIV.

Wer noch klein, wie du, der streckt sich,
Mangelnder Verstand erweckt sich;
Wärst du um fünf Lenze älter,
Spräch' ich: was sich liebt, das neckt sich.

XXXV.

Auf ein Buch.

Du rühmst, mein Freund, wie tief dies Buch empfunden;
Ich finde, daß es elegant gebunden;
Des Stiles Schönheit nennst du „ungesucht“;
Mir aber scheint sie vielmehr ungefunden.

XXXVI.

Den Vielschreibern.

Du zählst doch sonst nicht zu dem Schlag
Der Eiteln und Selbstgefälligen . . .
Wie magst du uns jeden Regentag
Mit deinem Ich behelligen?

XXXVII.

Was diesen Mann in Ruf gebracht?
Zehn Bände hat der Arme gedichtet;
Mit dem ersten hat er Furore gemacht,
Die andern haben ihn hingerichtet.

XXXVIII.

In diesem widrigen Getriebe,
Dem Marktgeschrei und dem Rumor
Der Stellesuchenden und Diebe
Vergeh'n allmählich Haß und Liebe,
Und eines wächst nur: der Humor.

XXXIX.

Leichten Sinns und unter Scherzen
Kann man solchem Freund entsagen;
Wahre Freundschaft geht zu Herzen,
Seine aber kommt vom Magen.

XL.

Bist mit dem Glauben du gesegnet
An Menschen, gib ihn nicht verloren,
Wenn unter einer Heerde Thoren
Dir auch einmal ein Schuft begegnet.

XLI.

Politischer Elementarunterricht.

Mein Kind, sieh'! jeder Landesvater
Besitzt, wie du, ein Puppentheater;
Bald an Fäden, bald an Ketten
Baumeln seine Marionetten;
Doch hält man in klugregierten Ländern
Die Hauptfiguren an Ordensbändern.

XLII.

Das ist ein Fürst, der das Talent
Huldreich verschont; wem keins geworden,
Dem deckt er gnädig und decent
Die Lücke zu mit einem Orden.

XLIII.

Laßt mich entscheiden euern Zwist:
Die Freiheit ist allen Völkern zu gönnen,
Obwohl sie nur denen zu wünschen ist,
Die sie ertragen können.

XLIV.

Die sich berufen meinen,
Die Welt zu beglücken,
Steh'n selbst nicht auf eig'nen Beinen;
Auf Stelzen geh'n die Einen,
Die Andern an Krücken.

XLV.

Grabschrift.

Er schloß mit dem üblichen geistlichen Trost
Ein Leben, reich an Thaten,
Begünstigt vom Glücke, von Frauen liebkost,
Und schließlich von beiden verrathen.

XLVI.

Eine andere.

Da ihm das Leben wenig bot,
So hofft der Gute, wenn er todt,
In das, was ihm gefehlt auf Erden,
In Spiritus gesetzt zu werden.

XLVII.

Eine dritte.

Er paßte nicht in unsre Zeit,
Er liebte zu sehr die Alten;
Auch litt er nicht an der Schreibdiarrhöe
Und konnte das Wasser halten.

Kein Salon, kein Unterhaltungsblatt
Hat seinen Geschmack verdorben,
Und da die Kunst sein Leben war,
So ist er an ihr gestorben.

XLVIII.

Einer ältern Dame.

Ich danke gar sehr für ihr letztes Gedicht,
Melodisch-antik wie ein Psalter;
„Liebe für Sie“ empfind' ich zwar nicht,
Aber Ehrfurcht vor Ihrem Alter.

XLIX.

Karg nur maßt ihr das Glück mir, ihr Götter; doch dank' ich euch Eines:
Daß ich mich neidlos des Glücks And'rer zu freuen vermag.

L.

Man muß, um nach Beifall der Welt zu trachten,
Erst Ursache haben, sie höher zu achten.

LI.

Wer sich vom rechten Weg verlor,
Ist manchmal ein Schurke, doch stets — ein Thor.

LII.

Wer sich den Magen verdorben hat,
Ist der ehrlichste Mäßigkeitskandidat.

LIII.

Du mußt, eines Menschen Werth zu erfassen,
Ihn erst über Andere urtheilen lassen!

LIV.

Wie? Gottesfurcht? Was soll der Spott?
Fürchte die Pfaffen und liebe Gott!

LV.

Freund, in dieser Zeiten Jammer
Lern' bei Zeiten dich entscheiden!
Jedermann muß eins von beiden:
Eingeklemmt sein oder Klammer,
Angefochten oder Fechter,
Abgeschlachtet oder Schlächter,
Ambos werden oder Hammer.

LVI.

Schreibt Bücher und Essay's und preiset einander
Ob der Schönheit des Stils und des tiefen Gehalts! —
Der Mäusedreck ist doch kein Koriander
Und euere Grobheit kein attisches Salz.

LVII.

Laß dich von den Ungewittern
Dieses Lebens nicht verbittern!
Bald auf neu erstand'nen Blüthen
Wird die Frühlingssonne zittern.

LVIII.

Auf eine Sammlung von Dichterbüsten.

Tritt leis auf, denn hier steh'n in bunter
Reih' des Parnasses jüngste Wächter! . . .
Ein unvorsichtiges Gelächter,
So fallen sie herunter.

Aus den Ritornellen auf deutsche Dichter.

LIX.

Friedrich Hölderlin!
Dich tödtete das Heimweh nach dem Land,
Auf das die Sonne des Homeros schien.

LX.

Gustav Freytag!
Dein körniger Gehalt folgt unsr'rer Lyrik
Wie reicher Junisegen einem Maitag.

LXI.

Adolph von Schack!
Noblesse oblige; dem Adel der Geburt
Verbindest du den Adel im Geschmack.

LXII.

Paul Heyse!

Du scheinst der Sonne ähnlich . . . um euch beide
Zieh'n mindere Gestirne ihre Kreise.

LXIII.

Julius Grosse!

Die Aehren zwischen deinen lockern Garben
Genügten einem ganzen Dichtertrosse.

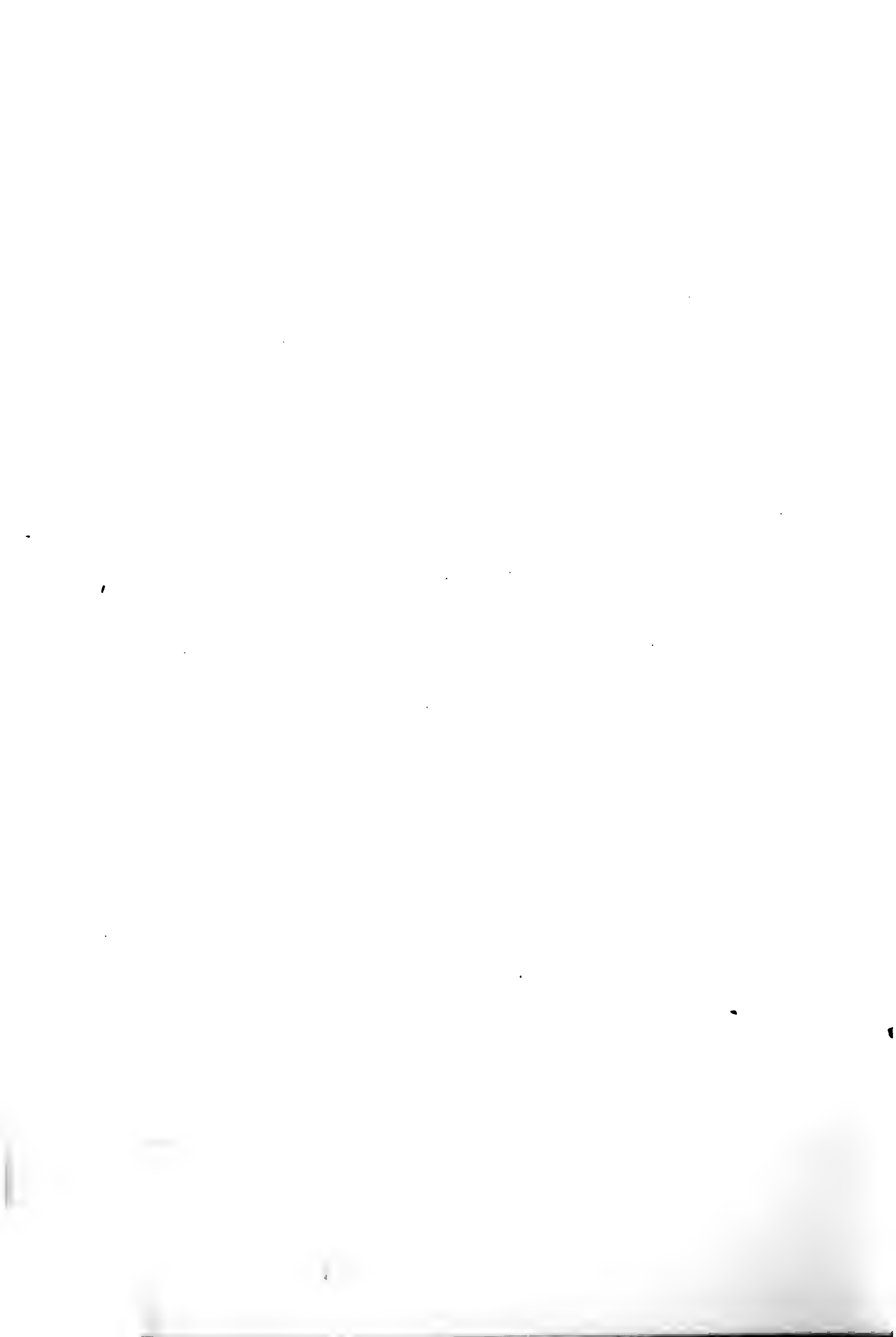
LXIV.

Hans Hopfen!

Vom Oel, mit dem man salbt die Dichterfürsten,
Fiel auf dein eigen . . . sinnig Haupt ein Tropfen.



Episches.



Penthesileia.

Ein Epos in zwölf Gesängen.

Erster Gesang.

Ankunft der Amazonen in Troja. Auszug zum Kampfe.

Gefallen war Hektor, der strahlende Held;
Kein Schlachtruf erscholl mehr im offenen Feld;
In Hofburg und Stadt
Wehklagten die Troer und weinten sich satt.

Da kamen, zum männervertilgenden Streit
Auf's Neu die Verzagten zu führen bereit,
Vom Pontos daher
Zwölf krieg'rische Jungfrau'n mit Bogen und Speer

Die Leiber umschloß thermodontische Tracht,
Und wiehernde Renner bestieg die zur Schlacht
Verlangende Schaar,
Begierig nach Ruhm und gewöhnt an Gefahr.

Die goldene Mähne des Helmes umwallt
Den Nacken der Fürstin, die schlanke Gestalt
Im Panzer von Erz,
Und Kampflust erfüllt ihr das freudige Herz.

Noch pflegen die Alten des Raths im Palast,
Da mahnt sie und mustert die Reihen in Hast
Und tummelt, schon längst
Des Aufbruchs gewärtig, den thrakischen Hengst.

Nun wälzt sich die Menge durch's skäische Thor,
Aus Allen strahlt Penthesileia hervor,
Der Artemis gleich
Voll Anmuth und Liebreiz, doch furchtbar zugleich.

Pfeilschnell, wie der Sturm, wenn er Wälder entlaubt,
Die wuchtige Streitaxt geschwungen um's Haupt,
Langwallenden Haars
Hinflog die gewaltige Tochter des Mars.

Ihr folgen die Jungfrau'n mit Speer und Geschoß,
Aeneias, Agenor mit Wagen und Roß;
Nach ihnen die Fluth
Dardanischen Volks mit verdoppeltem Muth.

— Kaum drang in ihr Lager das laute Geschrei,
So zieh'n von den Zelten und Schiffen herbei
In Waffen und Wehr
Die Griechen und stellen dem Heere das Heer.

Die Führer entfachen den krieg'rischen Zorn;
Der Pauke Gedröhn, dem gewundenen Horn
Erwidern vom Wall
Tyrrhenertrompeten mit schmetterndem Schall.

Hochherrlich vor Allen im fürstlichen Trotz,
Umschirmt mit der Wehr des vertilgenden Gotts,
Durchschreitet das Feld
Weitherrschend im Volk Agamemnon, der Held.

Und allhin die Reihen befeuert der Hirt
Der Völker; sein mächtiges Schlachtschwert umklirrt
Am gold'nen Gehenk
Den Panzer, des kyprischen Königs Geschenk.

Hier waltet Idomeneus, halb schon ergraut,
Dort Meges, mit jeglicher Kampfart vertraut,
Hier Ajas, dort reiht
Epistrophos muthige Phoker zum Streit.

Doch kampflustentflammend den Troern gebeut
Aeneias, der Halbgott, und grau'nvoll umdräut
Die Mähne den Kamm
Des Stahlhelms dem Fürsten aus Dardanos Stamm.

Agenor und Pammon, behend stets zur That,
Polydamas, weise im Kampf wie im Rath,
Vertheilen die Macht
Der Phryger und ordnen die Reihen zur Schlacht.

Vordrängen die Grajer, bewehrt mit dem Schaft,
Beschildet, die Lenden umgürtet mit Kraft,
Die Scheitel umlockt,
Zum Kampf von den tückischen Keren verlockt.

Jetzt nah'n sich die Heere; das Erdreich erdröhnt
Von Tritten unzähliger Völker; es tönt,
Betäubend das Ohr,
Vielzüngiger Schlachtruf zum Aether empor.

Stets wächst noch die Menge in wimmelnder Hast;
Aufleuchtet zum Frühroth in blendendem Glast
Die eherne Wand
Der Schilde, als stünde die Eb'ne in Brand.

Es rauscht wie von Schwänen auf asischer Au;
Dem wirren Getöse folgt ehern und rauh
Das laute Gekrach
Zersplitternder Tartschen und Rüstungen nach.

Nun lösen die Reih'n und verschlingen sich wirr,
Mit Pfeilschuß und Speerwurf, mit Waffengeklirr
Und Rossegestampf
Durchtost die skamandrische Wiese der Kampf.

Wie wenn ein Gewitter, das Alles verheert,
Geborstene Wolken in Güssen entleert,
Mit Hagel vermischt,
Von leuchtenden Blitzen Kronions durchzischt:

So raste die Feldschlacht; aufwirbelten dicht
Staubwolken, indeß die Geschosse das Licht
Des Tages verhüllt
Und endlos Getümmel das Blachfeld erfüllt.

Die Königin Penthesileia umtobt
Ein Schwarm von Achaiern, im Vorkampf erprobt;
Mit ihr ficht im Kreis
Der Freundinnen muthige Schaar um den Preis.

Hier stürzt in das Volk der Keteier sich schon
Mit Meges Oïleus verwegener Sohn,
Den Tobenden wehrt
Mygdaon, in Kämpfen des Ares bewährt.

Dort duckt sich, von Pfeilen des Teukros bedrängt,
Deïphobos hinter dem Schilde; hier sprengt
In blendender Wehr
Mit Hektors Gespann Alexandros daher.

Schon focht hier Aeneias und stand wie ein Thurm;
Dort rast Diomedes heran wie der Sturm
Und lenkt in's Getos
Die wagenbeflügelnden Rosse des Tros.

Ihm folgt mit Phylaken Podarkes; da fiel,
Unbändig im Angriff, zwei Lanzen zum Ziel
Entsendend im Nah'n,
Die muthige Schaar Amazonen sie an.

Bewehrt mit dem Bogen von skythischem Horn
Und kundig des Nahkampfs, bald seitwärts, bald vorn
Andringend, gelenk,
Des Angriffs zugleich und der Abwehr gedenk,

So stritten sie, nie dem geschleuderten Speer
Nachstürmend wie Griechen in's feindliche Heer;
Es trugen am Bug
Die Rosse der stämmigen Lanzen genug.

Doch oft wie die Natter, getroffen vom Schnitt
Des Mähders, den sorglosen Fuß, der sie tritt,
Verendend noch ritzt
Und tödtliches Gift in die Wunde verspritzt,

Entfloh'n sie, selbst wund, doch von Rachgier entbrannt,
Zurück nach dem Feinde das Antlitz gewandt,
Und streckten im Flieh'n
Mit tückischem Pfeil die Verfolgenden hin.

Verderblich im Anlauf, behend auf der Flucht,
Schien Herrin und Streitroß von thrakischer Zucht,
Durch Uebung gestählt,
Ein Wesen, vom nämlichen Willen beseelt.

Doch raste vor Allen die Fürstin und bot
Die Stirne dem Feind, wo der Phryger bedroht;
Es wuchs ihr der Muth
Im Kampf und es schwelgten die Waffen in Blut.

Sie traf mit der Axt, sie entsandte den Speer,
Es mähte ihr Schwert im argivischen Heer,
Und trunkene Lust
Erfüllte der Männin die pochende Brust.

Zweiter Gesang.

Podarkes.

Schon sanken die Besten wie fallendes Laub
Vom Streiche der Königin rings in den Staub,
Da drang aus den Reih'n
Der Vordersten Molon, der Held, auf sie ein.

Er lockte mit List sie, indessen die Wucht
Der schattenden Lanze auf täuschender Flucht
Sein Stierschild empfieng,
Damit sie der schlaue Menippos umgieng.

Da traf sie die Hand ihm, daß dröhnenden Falls
Der Schild ihm entsank; dann durchstürmt' ihm den Hals
Ihr Schlachtspeer im Flug,
Indessen Klonia Menippos erschlug.

Doch diese erlegt der gewalt'ge Podark;
Jetzt wählt sich den Helden, speerkundig und stark,
Evandra zum Ziel,
Die selber vom Speer des Idomeneus fiel.

Aufjauchzte Podarkes; das Blut troff noch warm
Vom Speere, da traf ihm die Fürstin am Arm
Das Muskelgeflecht;
Gelähmt war die Hand und er mied das Gefecht.

Doch als ihm Machaon die Wunde verband,
Ergriff er den Speer mit der anderen Hand;
Es trieb ihn mit Macht
Zurück in die männerbewährende Schlacht.

Und wieder erschien er, wie Ares zu schau'n,
Ein Trost den Genossen, den Troern ein Grau'n;
Er trieb mit Gewalt
In's Treffen zurück die Achaier und schalt:

„Ihr Helden von Ausseh'n, doch Weiber an Muth,
Wie, habt ihr nur darum die stürmische Wuth
Des Ares erweckt
Und Asiens Fluren mit Leichen bedeckt,

Nur darum, die Schmach und das bittere Leid
An Troja zu rächen, mit heiligem Eid
Euch Alle verbürgt
Und Troer und Lyker vertilgt und erwürgt,

Und Brüder und Freunde bestattend, den Tag
Des Heils, da der reisige Hektor erlag,
Nur darum erlebt,
Damit ihr vor pontischen Weibern erbebt?"

Und schmerzlich verletzte gleich einem in Gift
Getauchten Geschoß, das in's Innerste trifft,
Das bittere Wort
Die Helden und riß in's Getümmel sie fort.

Und stürmisch entbrannt stets zu Nahkampf und Fehd'
Erschien in den vordersten Reih'n Diomed,
Ihm folgte der Sproß
Des Molos und Meges, des Ares Genoß.

Und wie man umstellt ein gefürchtetes Wild,
So nah'n die Achaier der Fürstin, vom Schild
Geschützt bis an's Knie,
Und zieh'n eine Mauer von Speeren um sie.

Doch ähnlich dem kampfpreisgewinnenden Roß,
Das, eh' man die Schranken der Rennbahn erschloß,
Siegfreudig sich bäumt,
Mit schneeigen Flocken die Nüstern umschäumt,

Stürmt Penthesileia der Mauer von Erz
Wildjauchzend entgegen; jetzt faßt sie des Schwerts
Alybischen Griff,
Und prüft an der Klinge den doppelten Schliff,

Und spricht: „Bei'm Kronion, nie sah ich zur Wahl
Der stattlichsten Helden so viele an Zahl,
Entbrannt vor Begier,
Den Reigen des Ares zu tanzen, wie hier.

Und däucht es euch rühmlich, mit Schwärmen zu zehn
Uns jede vereinzelt im Kampf zu besteh'n,
So naht denn in Reih'n,
Die Beute der düsteren Keren zu sein!

Denn wenn mich die muthige Seele nicht trügt,
So kehren die Helden, die jetzt so vergnügt,
Nicht alle mit Glück
Auf eigenen Füßen in's Lager zurück."

So sprach sie und raste daher, wie der Nord
Unhemmbar, die Hände befleckend mit Mord,
Und würgte und brach
Sich Bahn und die Freundinnen stürzten ihr nach.

Zwar folgt' ihr Podarkes und kämpfte noch lang,
Bis endlich ein Axthieb ihn völlig bezwang;
Er wankte und blieb
Im Kampfe, zu dem das Verhängniß ihn trieb.

Und drei Mal, ein Dämon, in feindliche Reih'n
Sprang Penthesileia vertilgend hinein,
Und drei Mal erschlug
Sie scheitelumlockter Achaier genug.

Sie focht, wie die muthige Seele sie trieb,
Zu Roß und zu Fuß, und wen Stoß oder Hieb
Der Königin traf,
Der sank in die Arme dem ehernen Schlaf.

Zwölf Kämpfer zu Wagen, die Niemand mehr weckt,
Fußstreiter die Menge, sie lagen gestreckt
Auf blutigem Grund
Und sieglos blieb Ajas und Meges war wund.

Zumeist doch betrauert als Stütze des Heers,
Im Fünfkampf berühmt und als Meister des Speers
Im offenen Feld,
Umschattet vom Tod, lag Podarkes, der Held,

Ein Sohn des Iphiklos, rathkundig und klug
Wie Protesilaos, den Hektor erschlug;
Er selber gebot
Phylakischem Volk, seit der Bruder ihm todt.

Dritter Gesang.

Diomedes und Thermodosa.

Ein Haufe beherzter Achaier ereilt
Den Trupp Amazonen indeß und zertheilt,
Umringt und berennt
Im Nahkampf die Schaar, von der Fürstin getrennt.

Hinwarf Diomed das gesprenkelte Vließ
Des Pardels, ergriff den gediegenen Spieß
Des Tydeus und sprang
Vom Wagen, daß grau'nvoll die Rüstung erklang.

Anstürmt Thermodosa; es flüchtete scheu
Das Volk; doch behend, wie ein würgender Leu
Der Hürde Geheg,
Durchbrach er die Reih'n und vertrat ihr den Weg.

Vergleichbar der Penthesileia an Muth
Und Liebreiz, schönfüßig, aus fürstlichem Blut,
Doch, krieg'risch wie sie,
Der Gaben nicht froh, die ihr Kypris verlieh,

So hatte die Heldin, den Speer in der Faust,
In griechischen Reih'n wie die Wölfin gehaust;
Es ward im Gedräng
Selbst Kapaneus Sprößling die Rüstung zu eng.

Er floh das Gewühl, an der Schulter verletzt . . .
Ein Rächer erschien Diomedes ihr jetzt,
Er schwenkte den Speer
Und sprach: „Was, Entartete, führt euch hieher?

Was schwärmt ihr bacchantisch entfesselt im Tanz
Des Ares durch's Schlachtfeld? was rast ihr, so ganz
Vergessend der Zucht?
Sagt an, ob ihr Kämpfer, ob Freier hier sucht!

Erschlugt ihr die Männer mit bärtigem Kinn,
Die eignen, und steht euch nach andern der Sinn?
Und treibt in's Gewühl
Der Griechen vielleicht euch ein zärtlich Gefühl?

Zwar däucht mir, wofern ihr als Zeichen der Gunst
Die Helden mit Ares vertilgender Kunst
So stürmisch umtost,
Recht unsanft die Art, wie ihr Männer liebkost.

Doch scheint's thermodontische Sitte zu sein,
Daß Jungfrau'n im Kampfe die Männer umfrei'n;
Ein trefflicher Brauch!
Bekommt er euch gut, so behagt er uns auch.

Zwar wählt ihr, bei'm Zeus, — euch die stattlichsten aus
Und sendet mit Vorsicht in's räumliche Haus
Der Väter, das Nah'n
Der Bräute zu melden, die Freier voran.

Wohlan denn, ich denke, daß lang schon bereit
Der Brautschatz und daß ihr, nun rühmlich im Streit
Des Ares bewährt,
Nach friedlichen Kämpfen der Kypris begehrt.

So folgt nun den Freiern! Tiefschweigend und kühl
Umfängt euch, wie's Liebenden ziemt, ein Asyl;
Das Licht ist gedämpft,
Wofern noch die Scheu das Verlangen bekämpft.

Was säumt ihr noch länger? Schon rüstet die Ker
Das Brautbett; es schließt mein gediegener Speer,
Unhemmbar im Lauf,
Die Pforten der dunkeln Behausung euch auf."

So spottet' der Held; da durchstürmt' seinen Schild
Der Speer Thermodosas und schlug in's Gefild
Und lang von der Kraft
Des Wurfs noch erbebte der eschene Schaft.

Sie griff nach dem Schwert; doch die Hüfte durchbohrt
Sein Speer ihr; von Schauern des Todes umflort,
Gespießt an's Geschoß,
Doch lebend noch, hieb der Tydid sie vom Roß,

Und warf, wie ein Fischer der Brandung Gezisch
Im Bogen entschnellt den geangelten Fisch
Auf trockenes Land,
Am Speer die noch Zuckende hin in den Sand.

Die bogengewaltige Persis ergreift
Jetzt Ajas, der Lokrer, am Haupthaar und schleift
Die Heldin, entfacht
Von roher Begier, durch die Gassen der Schlacht,

Bis daß ein Böot, den sie selber verfehlt,
Nachdem sie im Kampf ihm den Bruder entseelt,
Im Zorn sie durchstach
Und endlich die Blüthe des Lebens ihr brach.

Vierter Gesang.

Bremusa.

Jetzt sank Polemusa, Alkibia sank;
Bremusa jedoch, die geschmeidig und schlank
Bald traf und bald floh,
Umschwärmt noch die Griechen, des Männerkampfs froh.

Liebreizend von Ansehn, lebendig an Geist,
Die Jüngste, geliebt von der Fürstin zumeist,
Zum Kampf noch zu zart,
Auf dringendes Fleh'n nur Genossin der Fahrt,

Verfolgte sie staunend von fern den Beginn
Der Schlacht, bis dem thatenbegierigen Sinn
Das männliche Spiel
Der panzerumgürteten Helden gefiel.

Mit Führung der Waffen vertraut schon als Kind
Wettflog sie auf flüchtigem Roß mit dem Wind;
Im Kampfspiel sah nie
Der Pontos ein Mädchen behender, als sie.

Sie hatte, vertraut mit Gefahren der Jagd,
Schon frühe den Kampf mit dem Eber gewagt
Und bot ohne Scheu'n
Dem Pardel die Stirn und dem zottigen Leu'n.

Die bärtigen Männer erschienen ihr bald
Wie großes Gewild in dem heimischen Wald;
Vorsichtig und schlau
Umgieng und besah sie die Helden genau,

Bestieg dann den Renner, von Kampflust berauscht,
Nachdem sie die leichteren Waffen vertauscht
Mit Lanze und Schwert,
Den Schrecken des Ares, sich stattlich bewehrt.

Schon stampfte das Streitroß, gehorchend dem Ruf,
Die nährende Erde mit donnerndem Huf
Und tauchte voll Hast
In's Lanzengewühl mit der reizenden Last.

Im Grau'n der Vernichtung ein liebliches Bild
Des Lebens, so hob vom Getümmel, das wild
Sie ringsher umgab,
Die goldenumlockte Bremusa sich ab.

Beherzt und erschrocken, verzagt und zugleich
Siegstrahlend, wie wenn des Okeanos Reich,
Dem dunkeln, entschwebt,
Mit rosigen Fingern sich Eos erhebt:

So schwang sie die Streitaxt, zweischneidig und scharf,
Mit holdem Erröthen im Vorkampf und warf
Vom scheuenden Roß
Mit lächelnder Anmuth das schlanke Geschoß.

Doch wem im Gedränge ein Gott es beschied,
Dem Speer zu entgeh'n, wer im Nahkampf vermied
Das tödtliche Beil,
Den traf aus der Ferne ihr tödtlicher Pfeil.

Umsonst trieb Eumedes sein Doppelgespann
Der Heldin entgegen; schon zwei Mal entrann
Dem herben Geschoß
Im Tanzschritt ihr zierlich geschenkeltes Roß.

Zwar streift' ihr Ilissos das zarte Genick;
Doch mied sie, vorschauend, den Speer mit Geschick;
Dann legt sie sich aus
Und öffnet dem Helden des Aïdes Haus.

Die feindlich Umringte zu schützen bereit,
Erschien ihr Polites, ein Helfer im Streit;
Doch traf im Gemeng'
Den Jüngling ein Speer und er floh das Gedräng'.

Sie aber, als gält' es nur Kampfspiel und Scherz,
Entsandte mit Lächeln das bittere Erz;
Sie focht wie im Traum,
Umringt von Gefahren und ahnte sie kaum.

Indessen voll Schreck mit Bewund'rung getheilt,
Erspäht sie die Fürstin von fern und durcheilt
Die feindlichen Reih'n,
Den Schützling mit mächtigem Arm zu befrei'n.

Da stürmt' Diomed mit den Rossen des Tros
Der lieblich Umgürteten nach; wie die Ros',
Die letzte am Strauch,
Der Herbstwind entblättert, so neigt sie sich auch.

Als Penthesileia mit eig'ner Gefahr
Den Speerkampfberühmten verscheuchte, da war
Der Freundin der Jagd
Die blühende Stimme für immer versagt.

Zwar hemmt sie ihr, weinend vor Wehmuth und Zorn,
Mit purpurnem Gurt den versickernden Born
Des Blutes; doch schwand
Das wonnige Leben dahin in den Sand.

Fünfter Gesang.

Rache Penthesileias. Einzelkämpfe. Lernos. Menelaos. Idomeneus. Meriones.

Jetzt stürzt, wie ein Dämon, voll Rachegefühl
Sich Penthesileia in's Vordergewühl
Unbändig . . . und rächt
Die Freundinnen zehnfach im Männergefecht.

Erst trieb den Hippalmos sein Doppelgespann
Entgegen dem Loos, das die Moira ihm spann;
Das bittere Erz
Der Fürstin durchstürmt ihm das pochende Herz.

Laut jammernd die Gassen der Wahlstatt durchirrt
Alkmäon, von troischen Pfeilen umschwirrt;
Da trifft ihn im Flieh'n
Ihr Speer . . . und es flattert die Aisa um ihn.

Dann fällte sie Lykon; es quoll sein Gedärm
Ihm über die Hand, daß mit wimmerndem Lärm
Der Held noch im Sturz
Aufschrie . . . doch es währte sein Leiden nur kurz.

Ihm folgte Isandros, entstammt dem Geblüt
Akastos', in Fülle des Reichthums erblüht
An samischer Bucht,
Vorragend durch Schönheit und männliche Zucht.

Nicht hemmte sein Schild, daß der tödtliche Schlag
Der Streitaxt ihn traf und er früh schon erlag
Der Keren Gewalt
Und nimmer die Pflege der Eltern vergalt.

Drauf jagte das schreckenverbreitende Weib
Den zagen Pandion und trennte vom Leib
Das Haupt ihm, daß dumpf
Hinrollte der panzerumgürtete Rumpf.

Er war mit der Phorminx süßtönendem Laut
Weit mehr, als den Schrecken des Ares vertraut;
Doch frommte die Gunst
Der Musen ihm nichts und die freundliche Kunst.

Dann warf sie Ilissos und Athys, wie schnell
Die Rosse auch flohen, vom Wagengestell;
Mit tosendem Schall
Ertönten die Rüstungen beider im Fall.

Nun lagen sie, Freunde, durch innigen Bund
Im Tod noch vereint, auf ungastlichem Grund
Zusammengelehnt,
Daheim von den Eltern und Bräuten ersehnt.

Jetzt naht, nach päonischer Weise geschürzt
Die Chlamys, der glänzende Lernos und stürzt,
Das stolze Gespann
Dem Lenker vertrauend, heran und begann:

„Hier steh' mir, Verwegene, die du bisher
Durch List oder Zauber dem griechischen Speer
Unnahbar entrannst . . .
Vermeide den meinen jetzt auch, wenn du kannst!

Wohl ist, als du auszogst, von Kampflust berauscht,
Kein Vogel dir rechtsher vorübergerauscht,
Der hoffen dich ließ
Auf Sieg und dir freudige Heimkehr verhieß."

„„Und bist du, spricht jene, so tapfer als klug,
Tritt näher . . . wir lernten im Kampfe dem Flug
Des Speers zu vertrau'n
Und nicht nach dem Fluge der Vögel zu schau'n.""

So sprach sie und fieng mit dem Schilde gewandt
Die schattende Lanze, im Bogen entsandt,
Dann nahte sie dicht
Dem Schmähenden, warf und verfehlte ihn nicht.

Durchbohrt vom Geschoß, wo die Kehle entblößt,
Die Kniee jetzt mehr als die Zunge gelöst,
Sank Lernos dahin
Sprachlos . . . und es dröhnte die Rüstung um ihn.

Anstürmt, ihn zu rächen, beflügelten Gangs
Peisandros, der Meister des Päangesangs;
Ihm schritt an der Seit'
Der Fürst Menelaos, der Rufer im Streit.

Die Heldin warf jenen, der prahlend den Spieß
Vorhielt und sie lebend zu fangen verhieß,
Mit mächtigem Stoß
Dem unsanft hinbettenden Tod in den Schooß.

Dann höhnt sie den Sprößling des Atreus und ruft:
„Zwar däucht mir, dir würden die Vögel der Luft
Den fürstlichen Leib
Weit minder verschmäh'n, als dein buhlendes Weib.

Doch, da du der Schmach von den Frauen gewohnt,
So fleh' um dein Leben und bleibe verschont!
Was säumst du? der Thor
Lernt, wenn es gescheh'n ist, der Weise zuvor."

Da schwang der Atride mit knirschendem Grimm
Den ragenden Speer und versetzte: „Da nimm
Das Gegengeschenk
Und bleib' auch im Hades des Gebers gedenk!"

Doch traf ihm die Fürstin mit wuchtiger Kraft
Die Spitze von Erz, daß am eschenen Schaft
Die Oese zerbrach
Und strebte dem hohen Idomeneus nach,

Erreichte den Kreter und fieng noch im Lauf
Den stämmigen Speer des Meriones auf
Und wehrte dem Streich
Des einen und focht mit dem andern zugleich.

Und Chlamys und Chiton durchstürmt ihr Geschoß
Dem König; noch schützt ihn der Wagengenoß;
Am Arme gelähmt
Entgieng er, doch war ihm der Kampfmuth gezähmt.

Meriones wankte, der König erschrack;
Zerschellt war sein eigener Stierschild, ihm stack
Der Speer noch im Arm;
Da tauchten sie beide zurück in den Schwarm.

„Ihr räumt einem Weib, rief die Fürstin, das Feld,
Ihr Prahler? wo ist jetzt Achilleus, der Held?
Wo Ajas, der stets
Entbrannt ist zum Kampf, wo die Kraft Diomeds?“

Und drei Mal, ein Dämon, in feindliche Reih'n
Sprang Penthesileia vertilgend hinein;
Und drei Mal erschlug
Sie scheitelumlockter Achaier genug.

Sechster Gesang.

Penthesileia und Nestor.

Unhemmbar, nie fehlend gleich Artemis, jagt
Die strahlende Heldin durch's Schlachtfeld; ihr wagt
Kein Feind mehr zu nah'n,
Da rennt der gerenische Nestor sie an

Und wirft . . . doch es prallte zurück das Geschoß
Machtlos; die Gefürchtete lenkte das Roß
Vorbei am Gespann
Des Königs; jedoch der Neleier begann:

„O wär' ich der Held noch, der stark und behend
Den Mulios einst an Alpheios Geländ
Zu strafen den Raub
Preistragender Rosse hinwarf in den Staub!

Unzählige Helden erschlug ich, es schwand
Der Ruhm der Epeier; ich trieb sie vom Strand
Des heiligen Quells
Die Eb'ne entlang zum olenischen Fels.

O, schwäng' ich noch heute wie damals, dem Heer
Der Griechen zum Heil, den gediegenen Speer:
Die Freude am Tanz
Des Ares vergieng dir, empfiengst du ihn ganz!

Jetzt brauche die Kraft, da die meine gelähmt!
Was säumst du? Seit wann ist die Wölfin gezähmt,
An Großmuth gewohnt?
Ein Stärkerer naht, der auch deiner nicht schont!"

Die Königin sprach: „„Vor dem Hades erbebt
Kein Herz, das die Aisa so oft schon umschwebt;
Es ruht ja mein Loos,
Wie deines, allwaltenden Göttern im Schooß.

Doch hoff' ich, noch Großes zu thun, das die Zeit
Nicht austilgt, so lang ich, begierig zum Streit,
Verweile im Licht . . .
Zwar Schonung verschmäh' ich und gebe sie nicht,

Doch däucht mir's unrühmlich und frevelnder Hohn
An Göttern, den Helden zu fällen, dem schon
Mit weißem Geflock
Der Winter des Lebens bestreut das Gelock.

Nur wer in der Vollkraft der Mannheit noch strotzt,
Wer waffengewaltig, wer feindlich mir trotzt
Im Nah'n oder Flieh'n,
Dem lös' ich die Glieder, den werf' ich dahin.

Du aber, der Griechen gewaltiger Preis,
Unsterblichen Rathes erfahrener Greis,
Genieße der Ruh'
Und sende die reisigen Söhne mir zu!""

Sprach's; doch der gerenische Nestor versetzt:
„Ich habe das Ziel, das dem Leben gesetzt,
Schon doppelt erreicht,
Was frommt mir die Frist, die schon morgen verstreicht?

Was schonst du das alterbelastete Haupt?
Indeß du wie Lenzfrost, der Alles entlaubt,
Im Keim schon zerstörst
Und wider ein ewig Gesetz dich empörst,

Und sinnlos vertilgst und am Morde dich freust
Und tobst und die Rache der Götter nicht scheust . . .
Die Ebene raucht
Vom Blute, in das du die Hände getaucht.

Was treibt dich, zur Schmach dem Geschlechte der Frau'n,
Den Müttern ein Schreckbild, den Männern ein Grau'n,
Unweibliche Gier,
Zu schwelgen im Blut, wie ein reißendes Thier?

Statt früh' schon an Werke der Frauen gewöhnt,
Wie's Fürstinnen ziemt, was das Leben verschönt
Und Sitte dich lehrt
Zu üben, von Menschen und Göttern geehrt,

Und, anmuthbegabt und mit Sanftmuth geschmückt,
Dich, männerbeglückend und selber beglückt,
An Kindern zu freu'n,
In denen die Reize sich lieblich erneu'n.

Denn schön bist du, schön, wie sie selbst, die dem Schaum
Entstieg'ne Unsterbliche; weiß man doch kaum,
Ob so dich im Streit
Ein Gott, ob der Zauber der Schönheit dich feit.

Doch manche, die ihres Geschlechtes vergaß,
Wie du, und sich männlichen Treibens vermaß,
Ließ Speer und Geschoß,
Sobald sie der Gaben Kytherens genoß.

Einst hetzte, dir ähnlich, der zagen Natur
Der Jungfrau entfremdet, den Eber und Ur
Bei Regen und Wind
Durch's Dickicht des Schöneus schnellfüßiges Kind,

Und vielfach umfreit, gab die Männin im Spiel
Dem Jagdspeer wie Hochwild die Freier zum Ziel
Und sandte wie du
Dem Hades die lockigen Jünglinge zu.

So raffte sie, eh' Milanion erschien,
Gefühllos die Blüthe der Männer dahin
Und schmähte das Joch
Der Liebe und endlich — ertrug sie es doch.

Und floh nicht Medea die Männer zuvor,
Von finsterem Zauber bestrickt? doch beschwor
Ihn Jason; er wich
Dem Zauber, mit welchem sie Kypris beschlich.

Die bändigte selbst Amazonen gleich dir,
Gebot Hippolyten den Gürtel, den ihr
Einst Ares verlieh'n,
Zu lösen und gab ihn dem Halbgott dahin.

Und als sie der Enkel des Pelops entführt,
Treu blieb sie und sank, wie's der Gattin gebührt,
Als später den Raub
Die Ihrigen rächten, für ihn in den Staub.

Doch dir bleibt der Segen der Göttin versagt,
Weil, da dir nur Kampf und Getümmel behagt,
Die heilige Scham
Des weiblichen Herzens ein Dämon dir nahm."

Die Fürstin entgegnet: „„Stets ward, wenn im Kreis
Rathkluger Achaier du sprachest, der Preis
Der Weisesten dir;
Was redest du jetzt nur so thöricht zu mir?

Wann sah'st du die Löwin am Rocken, und wann
Den Adler Kronions an Kypris Gespann?
Wann krümmt wie der Wurm
Das Meer sich, bewegt von erhabenem Sturm?

Ich bin wie die Löwin; mich lockt die Gefahr;
Frei schwing' ich mich auf, wie zur Sonne der Aar;
Im Endlosen kreist,
Von mächtigem Fittig getragen, mein Geist.

Ich bin wie das Meer, das empörte; es spült
— An Segen sonst reich — vom Orkane durchwühlt,
Verheerend den Strand,
Wild schäumend die Trümmer und Leichen an's Land.

Nichts ward mir vom Weibe, nicht Freude, noch Weh
Der Braut oder Mutter; ich lernte seit je
Mir selbst nur vertrau'n;
Ich hasse den Mann und verachte die Frau'n.

Den Männern nicht weichend an Kraft und Gestalt,
Bekämpf' ich gewaltsam ihr nur durch Gewalt
Erworbenes Recht
Des Stärkern, und räche mein ganzes Geschlecht.

Und was auch seit je mit erfind'rischer List
Die Menschen verstrickend in Unheil und Zwist
Die Kypris ersann,
Ein's weiß ich gewiß: mich entwürdigt kein Mann.

Mich bindet kein Zwang, mich beirrt kein Gesetz
Herkömmlicher Sitte, die sonst wie ein Netz
Die Seelen umschnürt;
Auch herrsch' ich nur, weil mir zu herrschen gebührt.

Und hat das Geschick bei des Daseins Beginn
Nur da, wo ein häuslich-bescheidener Sinn
Am Niedrigen klebt,
Das Glück in die Fäden des Lebens gewebt,

Dann mag ich kein Glück; ich verschmähe ein Gut,
Das nur auf der Kleinheit der Seele beruht;
Mein Herz ist ein Schwert,
Das Kämpfe und Siegsruhm und Herrschaft begehrt.

Denn Königin bin ich, und bändigt kein Zug
Des Willens der Seele erhabenen Flug,
Dann schwelgt sie, der Haft
Entledigt, in üppiger Fülle der Kraft,

Und hebt ihre Schwingen, und königlich rollt
Das Blut mir zum Herzen; es brandet und grollt,
Aufwühlend den Born
Unbändigen Muths, mein entfesselter Zorn.

Vielleicht, daß der Gott mit dem Schöpferberuf
Im Stoff sich vergriff, als zum Weib er mich schuf;
Doch was auch der Schluß
Der Ewigen wollte: ich bin, was ich muß.

Euch Danaern bin ich in göttlicher Hand
Die mächtige Geißel des Schicksals; euch schwand,
Seitdem ich erschien,
Die Freude der Heimkehr für immer dahin.

Was gilt's mir, ob Troja in Asche zerfällt?
Ich kämpfe allein, weil der Kampf mir gefällt;
Es spannt voll Begier
Nach Thaten sich jeglicher Muskel in mir.

Und geh' ich, vom Fittig der Aisa berührt,
Einst selber den Pfad, den ich viele geführt
Im Schlachtengetos —
Ein rühmlicher Tod ist das herrlichste Loos!

Denn Ruhm ist das Höchste; ihn bändigt kein Schlund
Des Hades; ihn tilgt selbst der Styx nicht; im Mund
Der Zeiten ertönt
Unsterblich ein Name, vom Ruhme gekrönt.

Ein Göttern nur selten erreichbarer Schatz,
Ist Ruhm für die Göttlichkeit selbst ein Ersatz,
Den Zeus, der Kronid',
Dem sterblichgeborenen Menschen beschied.""

So sprechend verschwand sie; und linksher flog jäh
Ein Aar auf und trug in den Krallen ein Reh;
Doch Nestor, der Hort
Der Danaer, sprach das geflügelte Wort:

„Verblendete Thörin, die größer sich träumt,
Als Hera! sie selbst, die Erhabene, räumt
Das höhere Recht
Dem Donnerer ein und ihm dient ihr Geschlecht.

Doch bald stürmt ein Starker das Schlachtfeld entlang,
Vor dem du, die jetzt sich zu hemmen den Gang
Der Dinge vermißt,
Hinsinkst in den Staub, wie gewaltig du bist.

Denn straflos nicht lehnt sich in Wort noch in That
So prahlerisch wider Unsterblicher Rath
Und wider den Lauf
Des ehernen Schicksals ein Irdischer auf."

Sprach's; mahnte den Lenker; und feurig und groß
Hinflogen die Rosse; es wuchs das Getos,
Und endlos, entfacht
Von Eris, erscholl das Getümmel der Schlacht.

Siebenter Gesang.

Vordringen der Troer. Theon und Pheres.

Und wieder rast' Penthesileia die Bahn
Wie lodernde Gluth des Hephästos heran,
Und wieder erschlug
Sie scheitelumlockter Achaier genug.

Sie focht, wie die muthige Seele sie trieb,
Zu Roß und zu Fuß, und wen Stoß oder Hieb
Der Königin traf,
Der sank in die Arme dem ehernen Schlaf.

Unzählige warf ihr vernichtender Zorn,
Die Fliehenden rücklings, Anstürmende vorn;
Sie schoß, wie im Spiel,
Die Lanze mit sicherem Wurfe zum Ziel.

Jetzt naht Diomedes, der endlich erschlafft
Von männervertilgenden Kämpfen die Kraft
Der Königin wähnt
Und selbst die Verweg'ne zu fällen sich sehnt.

Und drei Mal umschlich er sie lauernd, vom Schild
Gedeckt, wie ein Hunden zu mächtiges Wild
Der Jäger umgarnt,
Und drei Mal entfloh er, von Pallas gewarnt.

Und stürzt auf die Troer . . . und wirft sie im Flieh'n
Zur allesernährenden Erde dahin
Und würgt, bis das Schwert
Des Völkerbezwingers Aeneias ihm wehrt.

Noch standen zur Rechten des Treffens am Hang
Batieias, des Simoïs Strombett entlang,
Im Uferbereich
Die Schaalen der Waage des Schicksals sich gleich.

Dort, wo von Epeiern und Phokern bedroht,
Peisenor der Karer und Glaukos gebot
Im Grauen der Schlacht,
Dort hafteten beider Geschosse mit Macht.

Hier aber, wo Penthesileia dem Kern
Der Phryger vorstrahlte, ein leuchtender Stern,
Wo mächtig der Schritt
Aeneias' erdröhnte und Agathon stritt,

Wo Pamon anfeuernd die Schaaren durchlief
Und Helenos . . . neigte die Schale sich tief,
Durch die der Kronid'
Der Danaervölker Verderben entschied.

Sie wankten, stets näher von Schwärmen umkreist,
Die froh wie zum Reigen, vom kriegrischen Geist
Der Heldin berührt,
Laomedons Enkel in's Treffen geführt.

Schon stürmen die Thraker, von Kampfgier entbrannt,
Pelasgisches Volk, das Larissa gesandt,
Der Eneter Heer
Und Aethikos' trotzige Schaaren daher.

Aufleuchtet das Blachfeld vom gleißenden Erz
Der Waffen; die Phryger erheben, das Herz
Von Kampflust geschwellt,
Den Kriegsruf, der grau'nvoll die Eb'ne durchgellt.

Dazwischen erdröhnt, wie verhaltener Groll
Kronions, die Pauke; doch drüben erscholl,
Aufweckend den Zorn,
Der wölbigen Muschel schrilltönendes Horn.

Und endlos die Flur des Skamandros durchlärmt
Die Feldschlacht; noch hielten, von Feinden umschwärmt,
Todschleudernd vom Rand
Des Wagens, zwei Helden den Dardanern Stand.

Wie wild auch die phrygischen Schaaren im Tanz
Des Ares anstürmten, sie prallten vom Kranz
Des Wagengestells
Zurück, wie die Brandung vom doppelten Fels.

Dem blühenden Pheres umschattete kaum
Das kräftige Kinn erst der sprossende Flaum,
Doch pochte sein Herz
Hochstrebendes Muths unterm Panzer von Erz.

Mit ihm, in des Lenkers weißschimmernder Tracht,
Führt Theon, sein Oheim, wohlkundig der Schlacht,
Zu Angriff und Wehr
Die Rosse zugleich und den stämmigen Speer.

Die beiden, von männlicher Kampflust entbrannt,
An Sinn und durch Bande des Blutes verwandt,
Aus altem Geschlecht,
Vorragend im Heer und erprobt im Gefecht,

Bewohnten Messene; mit reichem Besitz
Gastfreundschaftberühmt lag ihr fürstlicher Sitz
Am heiligen Strom
Pamisos; . . . jetzt sagte der Neffe zum Ohm:

„Schau' um dich! dort naht Amazonengezücht,
Die Fürstin voran, die ein feiges Gerücht
Für göttlich erklärt,
Weil Schwerthieb und Speerwurf sie niemals versehrt.

Wie stolz sie daherstürmt im blendenden Glanz
Des purpurumgürteten Panzergewands!
Buntschillernd und fremd
Umflattert die Chlamys das schuppige Hemd.

Sie wendet und dreht sich behend wie ein Aal,
Als wär' auch ihr Leib nur geschmeidiger Stahl
Und stürzt, wie von Gift
Geschwollene Drachen, auf's Opfer und trifft.

Ich dächte, wir senden, nach ihrem Begehr
Zu fragen, ihr einen gediegenen Speer;
    Bestellt er den Gruß,
Netzt heut' noch der Styx ihr den blendenden Fuß."

Doch Theon versetzte: „„Ich fürchte, nicht leicht
Besteh'n wir dies Mannweib, dem Keiner entweicht;
    Sie rast, wie ein Fluch
Der Götter . . . und weh uns, mißlingt der Versuch!""

Sprach's; trieb das Gespann mit der Geißel, es schnob
Der Fürstin entgegen . . . und Pheres erhob
    Und warf voll Begier
Zuerst die weitschattende Lanze nach ihr.

Das Wangengeschmeide des Rosses durchfuhr
Sein Wurfspeer und bohrte sich ein in die Flur;
    Jetzt zielte sofort
Auch Theon und sprach das geflügelte Wort:

„Hier nimm, Amazone, wofern dir die Kraft
Im Nahkampf erlahmte, den stattlichen Schaft,
    Gebrauch' ihn als Stab
Und steige zur Wohnung des Aïs hinab!"

Doch kam ihm der Speerwurf der Fürstin zuvor
Und warf ihn vom Wagen herab, daß der Thor
    Sich nimmer vermaß
Des Kampfs und auf ewig der Rosse vergaß.

„„Beim Zeus — höhnt die Heldin — der stürzt ja so schnell
Herab wie ein Taucher vom Wagengestell;
    Er hat wohl im Gischt
Des heimischen Meeres einst Austern gefischt.

Auch tyrische Taucher sind kundig, das Gut
Versunkener Schiffe und Schätze der Fluth
    Zu fördern an's Licht;
Doch tauchen im Trock'nen — das können sie nicht.""

So höhnt sie; nachschleifend hieng Theon am Rad
Des Wagens; doch daß er nicht einsam den Pfad
Zum Hades beschritt,
Anstürmt' sie und gab auch den Neffen ihm mit.

Achter Gesang.

Die Troerinnen. Arsinoë. Theano. Kassandra. Zweikampf zwischen Penthesileia und Amphion.

Von Ilions Mauern verfolgten, gespannt
Die Blicke nach Penthesileia gewandt,
Die troischen Frau'n
Die Thaten der Heldin mit Wonne und Grau'n.

Doch während, vom mächtigen Zauber berührt,
Das Weib sie bestaunt, das so Großes vollführt,
Erwachte die Lust
Zu ähnlichen Kämpfen in jeglicher Brust.

Arsinoe aber, Ukalegons Kind,
Riß selbst die Verzagtesten hin; wie der Wind
Den Funken entfacht,
Entflammte ihr Wort das Verlangen zur Schlacht.

„Ihr feiert, wenn eine aus unserm Geschlecht
Die Feinde der Heimat austilgt im Gefecht?
Soll jene allein
Laomedons Stadt von Achaiern befrei'n?

Daß einst, wenn der Sänger des Päan, bekränzt
Mit Myrten, den Becher der Freiheit kredenzt,
Er jene nur preist,
Und göttliche Ehren das Volk ihr erweist?

Nicht länger beschäme dies Weib uns! warum
Entsagten wir, troische Frauen, dem Ruhm,
Zu kämpfen gleich ihr?
Vermögen, was jene vermag, nicht auch wir?"

Kaum waren die zürnenden Lippen verstummt,
Als schon die Erregten die Zinnen umsummt,
Die Gassen durchlärmt,
Wie Bienen, im Frühjahr den Stöcken entschwärmt.

Und manche, von Kampfluſt erfüllt und von Neid,
Bot Schleier und Stirnschmuck und Lockengeschmeid,
Verblendet vom Rausch
Des Herzens, und forderte Waffen zum Tausch.

Und, rufend nach Waffen, die Gassen durcheilt,
Als trüg' sie das Schicksal, die Schaar und zertheilt
Kampffroh, wie des Winks
Der Götter gewürdigt, sich rechtshin und links.

Die löste den skythischen Bogen vom Pflock,
Die stülpt' sich den Stahlhelm auf's dunkle Gelock,
Die dritte bewehrt'
Den Arm mit dem mächtigen thrakischen Schwert.

Die brachte von einem phönikischen Schiff
Gestrandete Stangen; die and're ergriff
Den Rocken als Speer,
Es schleppte die dritte den Bratspieß daher.

Da gab's noch Gewaffen aus Dardanos' Zeit,
Holzkeulen, unförmlich, kaum brauchbar zum Streit;
Die mächtige Last
Erdrückte die rosige Trägerin fast.

Auch steinerne Waffen, gefunden im Sumpf,
Gezahntes Geräthe und Aexte, jetzt stumpf
Zerfressen vom Duft
Der Urzeit, von der nur die Götter gewußt.

Doch sah man auch ehernes Panzergeflecht,
Dem trauten Gemahl einst, dem Bruder gerecht,
Manch stattliches Stück,
Und der es getragen, kehrt nicht mehr zurück.

Hier blinkt eine Rüstung, erbeutet im Feld;
Kaum ahnte der rauhe achaiische Held,
Dem einst sie gedient,
Welch' blühende Formen der Stahl jetzt umschient.

Zwar manche, gewöhnt an den zierlichen Schmuck
Der Stirne, empfand jetzt den ehernen Druck,
Und minder bequem
Erschien ihr der Helm, als das Golddiadem.

Auch manche verweilt noch, von Kindern umscherzt,
Von lockigen, die sie noch ein Mal geherzt;
Es wehrt nur die Scheu
Vor Hohn der Gespielen den Thränen der Reu'.

Nun wälzt sich die Schaar unter dröhnendem Klang
Der Waffen wildjauchzend die Gassen entlang;
Stets strömen noch mehr
Der Frauen heran und der Strom wird zum Meer.

Doch Allen voran in dem bunten Gedräng
Mit herrischem Ausdruck, gebietend und streng,
Umpanzert den Leib,
Zog Hippodamia, Tisiphonos' Weib.

Und nochmals am skäischen Thore bewegt
Ukalegons Tochter die Menge und regt,
Gestützt auf den Knauf
Des Schlachtschwerts, zum heiligen Kampfe sie auf:

„Auf, troische Frauen, zur Feldschlacht! wofür
Entsagten wir wider Vernunft und Gebühr
Noch länger dem Theil
Am Kampf für uns selbst und der Uns'rigen Heil?

Demselben Geschlecht sind wir alle entstammt;
Der Muth, der die Brüder und Gatten entflammt,
Der göttliche Hauch,
Die Liebe zur Heimat begeistert uns auch.

Und sind wir nicht ähnlich geschaffen wie sie,
Die Arme behend und gelenkig das Knie?
Genießen wir nicht
Die nämliche Nahrung, den Aether, das Licht?

Und ist's nicht ein Weib, das die Reihen durchtobt,
In jeglicher Tugend der Waffen erprobt,
Den Männern sogar
Ein Vorbild im Nahkampf, ein Schutz in Gefahr.

Und doch ist die Stadt, die uns alle gezeugt,
Ihr fremd, wie die ilischen Krieger; sie beugt,
Vom Schlachtlärm umbraust,
Den Trotz der Achaier auf eigene Faust.

Uns aber verfolgen in gräßlicher Näh'
Der lebenverzehrende Krieg und sein Weh;
Erlegt sind und todt
So viele der unsern; wir selbst sind bedroht.

Sagt, wollt ihr noch länger auf göttliche Huld
Feigherzig vertrau'n, bis zur Sühne der Schuld
Die Knechtschaft beginnt,
Und jähes Verderben die Moira uns spinnt?

Bis, sinnend auf Schmach und der Fülle des Golds
Nicht achtend, euch alle der Danaer Stolz,
Wie sehr ihr euch sträubt,
Wegschleppt zu den Schiffen, vom Jammer betäubt?

Sagt, wollt ihr, verstummt einst des Kampfes Getös,
Als Beute vertheilt sein, um kargen Erlös
Vertauscht nach dem Werth
Der Kunst, die sidonische Frau'n euch gelehrt?

Fluch friedlichem Werk, dem Geweb und Gespinnst,
Wofern wir sie nur, einst im sklavischen Dienst,
Zum Tode betrübt,
Die Töchter von Argos zu schmücken, geübt!

Fluch feiger Ergebung! verdorre die Hand,
Bevor sie, im rossebeweideten Land
Zur Knechtschaft mißbraucht,
Den Krug in den Quell Hypereias einst taucht!

Was sollen uns friedliche Werke? Nur Erz
Erlöst uns vom Grau'n des gefräßigen Schwerts,
Das nah' uns umdrängt
Und näher im Krieg, den ein Gott uns verhängt.

Und fallen wir, sei's mit bewaffneter Hand
Im rühmlichen Kampf für das heimische Land,
Für troische Erd',
Für Eltern und Kinder, für Heimat und Herd!"

So sprach sie; des Beifalls aufjubelnder Laut
Erschüttert' den Thurm, den Poseidon gebaut,
Und tosender Schall
Der Panzer und Schilde umdröhnte den Wall.

Schon knarrten die Riegel am skäischen Thor . . .
Da nahte und sprach die mit Binde und Flor
Zum Dienst am Altar
Der Pallas bestellte Theano zur Schaar:

„Was ficht euch, vermessene Thörinnen, an,
Daß so ihr, berauscht von verderblichem Wahn,
Unmögliches sinnt?
Denn nimmer vollendet ihr, was ihr beginnt.

Euch betteten drüben am blumigen Ranft
Des Xanthos die Danaer eben so sanft,
Wie Mähder im Thau
Des Frühroths die duftenden Kinder der Au.

Noch sag' ich euch eines; behaltet es fest,
Wofern ihr unkundig des Kampfs euch vermeßt
Und prahlend vielleicht
Euch selber dem Volk Amazonen vergleicht:

Daß jene, von Jugend an krieg'risch und rauh
Erzogen, in Fehden und Fahrten den Bau
Der Glieder gestählt,
Und daß sie unbändige Kampfgier beseelt.

Sie schwimmen durch Ströme, durchwaten die Furt,
Sind tollkühn wie Männer und seit der Geburt
Zu Angriff und Flucht
In jeglicher Kunde des Reitens versucht.

Vier zaumlose Hengste mit Anruf und Tritt
Beherrschen sie stehend im wildesten Ritt,
Und schleudern im Lauf
Zugleich noch den Wurfspeer und fangen ihn auf.

Auch treffen sie reitend den Vogel im Flug;
Und führen sie Fehden, dann hemmt ihren Zug
Nicht Graben, noch Thurm;
Sie nehmen selbst Burgen und Vesten mit Sturm.

Nichts blieb den Beherzten von weiblicher Art;
So seltne Gewandtheit und Stärke, gepaart
Mit Kriegskunst, vereint
Kein Volk, das des Helios Leuchte bescheint.

Auch nennt das Gerücht ja sie selbst, die der Schaar
Als Fürstin gebeut und in Kampf und Gefahr
Sie führt und entflammt,
Dem städteverwüstenden Ares entstammt.

Sie sei eine Göttin, sagt Mancher, und trau'n
Ein Wunder, ein göttliches, ist sie zu schau'n;
Der Heldin gelingt,
Was nimmer ein Sterblichgebor'ner vollbringt.

D'rum messe sich Keine mit ihr, denn so weit
Das Frühroth erglänzt, war kein Weib je in Streit
Und krieg'rischen Müh'n
So kampfunersättlich, gewaltig und kühn.

Gewöhnt ist der Krieger an Waffengeräusch,
Euch aber geziemt, daß ihr, sittsam und keusch
Den Frauen gesellt,
Die zierlichen Werke des Webstuhls bestellt.

Durchwirkt denn die Purpurgewänder mit Gold,
Damit ihr dereinst, wenn die Götter uns hold,
Mit Tanz und Gebet
Der Freiheit hochheiligen Festtag begeht!

Es lacht ja das Glück uns; mit trunkenem Muth
Schwelgt Penthesileia in feindlichem Blut,
Und nicht mehr bedräut
Uns Noth, die selbst Frauen zu kämpfen gebeut."

So rathklugen Sinnes den Aufruhr beschwor
Die weise Theano . . . und wieder am Thor
Verweilten die Frau'n,
Die Schlacht und die Flucht der Achaier zu schau'n.

Und viele, im Wahn, daß die Feinde besiegt,
Mit Liebreiz umgürtet, in Anmuth gewiegt
Umschwärmten den Kranz
Der ilischen Zinnen mit Reigen und Tanz

Und wilder stets schlingen, bacchantisch entzückt,
Die schneeigen Glieder mit Spangen geschmückt
Und edlem Gestein,
Schönbusige Leiber den üppigen Reih'n.

Die Sinne betäubt der balsamische Duft
Der Narden; berauschend durchzittert die Luft
Der Flöten Getön
Und Cymbeln . . . Doch langsam von Pergamos' Höh'n

Herabsteigt — den blendenden Nacken umrauscht
Vom Haar, dem gelösten, in Falten gebauscht
Das lange Gewand —
Den lorbeerumwundenen Stab in der Hand,

Und unter die Schaar, die im Reigengesang
Aufjauchzte . . . erhaben in Haltung und Gang,
Tieffeierlich tritt
Kassandra mit langsam gemessenem Schritt.

Aufstöhnt sie: „Weh euch, mit Erinnyen schlingt
Ihr festlich den Reih'n, vom Verderben umringt!
Ihr jubelt und lärmt,
So nah schon von Keren des Todes umschwärmt."

Verstummt war die Menge; sie horchte gespannt,
Vom Blick des starroffenen Auges gebannt,
Das niemals sich schloß
Und niemals der Gabe des Schlafes genoß.

Und wieder in zuckendem Schmerze bewegt
Der blühende Mund sich, vom Gotte erregt . . .
Und weitum erscholl
Der Seherin Stimme tieftönend und voll:

„Einst wird, wenn die Saat des Verderbens gereift,
Die göttergegründete Troja geschleift,
Vernichtet der Grund,
Wo Asias mächtige Herrscherin stund.

Dann liegen die Gärten verödet und welk,
Die prangenden Gassen bedeckt vom Gebälk
Und Porphyrgesims
Der Hofburg, ein Werk des achaiischen Grimms.

Die Urnen erbrochen, die Asche verweht,
Die Tempel in Trümmer, das heil'ge Geräth
Den Feinden ein Raub,
Der Götter Altäre entweiht und im Staub.

Die Brunnen vertrocknen, die Quelle versiegt;
Wo scheu an die Mutter der Säugling sich schmiegt,
Da reißt ihn der Mord
Von Brüsten, die jählings im Kummer verdorrt.

Hohläugiger Hunger, Raub, Elend und Noth
Umschleichen die Trümmer; vertilgt sind und todt
Die Tapfern des Heers,
Die Knaben und Frau'n eine Beute des Speers.

Taghell sind die Nächte, wenn, Meerfluth und Land
Im Umkreis beleuchtend, der dorische Brand
Die Giebel umleckt
Und weithin die asischen Völker erschreckt.

Rothaufstrahlt der quellige Ida umher;
Die thrakische Samos wirft fern über's Meer
Den Abglanz der Gluth,
Ein riesiger Leuchtthurm dem Segler der Fluth.

Dann gellt um versinkendes Tempelgesäul
Der Schrei der Verzweiflung, das Jammergeheul,
Das nimmer den Tag
Fluchwürdiger Knechtschaft zu wenden vermag.

Wohl Jedem, dem dann die lethäische Fluth
Zu trinken vergönnt ist, den, eh' er das Gut
Der Freiheit verlor,
Mitleidig die Moira zum Opfer erkor.

Wohl Jedem, dem, eh' ihn entehrte das Joch,
Die marmornen Trümmer, die stürzenden, noch
Ein Grab im Bereich
Der Heimat gewährt und ein Grabmal zugleich.

Denn Mancher erleidet mit Sklavengeduld
Noch grau'nvolle Sühne für Anderer Schuld,
Und endet zuletzt
Durch Frevel, vor denen das Herz sich entsetzt.

Es schleppen, bis lauernder Mord sie erlöst,
Selbst fürstliche Frauen, vom Purpur entblößt,
Die Ketten der Schmach
Durch endlose Gräuel den Danaern nach.

So wird, wenn die Saat des Verderbens gereift,
Vertilgt dies Geschlecht und sein Wohnsitz geschleift:
Sie schwinden vom Raum
Der nährenden Erde hinweg wie ein Traum.

Und wenn einst der Sänger, vom Gotte beseelt,
Den spätern Geschlechtern ihr Schicksal erzählt,
Dann zweifelt sogar
Die Nachwelt daran, daß einst Ilios war.

Es war . . . doch die Stätte, vom Ruhme verwaist,
Wird einst nur vom Sittig der Trauer umkreist,
Und Epheu allein
Und Sagen umwuchern das öde Gestein." — —

So sprach, vom thymbräischen Gotte erfüllt
Den Geist, dem der Schleier der Zukunft enthüllt,
Kassandra . . . und jäh
Erschüttert den Aether ihr dreifaches: „Weh!"

Und feierlich — langsam, wie in sich gekehrt
Den Blick, der noch eben vom Gotte verklärt,
Wie müde das Amt
Zu üben, zu dem sie das Schicksal verdammt,

Durchschritt den verstummten bacchantischen Schwarm
Gemessenen Ganges, das Antlitz voll Harm,
Die Priesterin sacht,
Gefloh'n von den Frau'n, von der Menge verlacht.

Und lang noch ertönten Gelächter und Droh'n
Und Stimmen des Mitleids und wiehernder Hohn,
Als schon die Gestalt
Der Seherin schwand und ihr Wehruf verhallt.

Indeß das Verderben den Danaern wog
Kronion; wie dunkles Gewölke umzog
Sie drohend und schwer
Im Dunste der Feldschlacht das phrygische Heer.

Zwar nimmer der Pflichten des Herrschers vergaß
Der König der gold'nen Mykene; er maß
Die feindliche Macht
Mit kundigem Aug' und erneute die Schlacht.

Doch führte Aeneias, siegstrahlenden Blicks
Des Vortheils gewahr und der Gunst des Geschicks,
Stets dichter gereiht
Die kampflusterregten Geschwader zum Streit.

Und rastlos vertilgend mit Lanze und Beil,
Ein waffenumstarrter, geschlossener Keil,
Brach Allen voran
Die krieg'rische Schaar Amazonen sich Bahn.

Und wo das Getümmel am lautesten schallt,
Da funkelt die blendende Rüstung, da wallt
Das lockige Haar
Der nahkampfgewaltigen Fürstin der Schaar.

Und keiner der Helden von Argos bestand
Vor Penthesileias verderblicher Hand;
Wer wider sie stritt,
Dem hemmte die Kere des Todes den Schritt.

Sie spann dem ätolischen Hämon das Loos,
Umarmt noch im Tod lagen Jon und Kos,
Die Glieder erstarrt,
Zwei Brüder, von liebenden Eltern erharrt.

Ihr Vater, wohlkundig, die Zukunft zu seh'n,
Bewohnte im sagenberühmten Trözen
Ein stattliches Haus;
Doch sah er der Lieblinge Tod nicht voraus.

Umsonst rannte Käneus die Königin an,
Thrips, Pheidon und Enops; die warf sie im Nah'n
Und jenen im Flieh'n,
Die einzeln und and're im Vielkampf dahin.

Umsonst flucht ihr Mäon und fleht zu Apoll;
Sie traf ihm die Kehle; ein Blutstrom entquoll
Des Schmähenden Mund,
Da wand er sich sterbend und knirschte den Grund.

Umsonst schoß, entronnen dem tödtlichen Beil,
Der Sohn des Oïleus und Teukros den Pfeil;
Noch hatte kein Schwert,
Kein Pfeilschuß, noch Speerwurf die Männin versehrt.

Nun fand sich im Heer ein verwegener Schalk,
Unkundig des Kampfs, doch behend, wie ein Falk,
Von Allen gekannt
Und spottweis' der „kleine Thersites" genannt.

Die Seele voll Arglist, unförmlich an Wuchs,
Einäugig, doch lauernden Blicks wie der Luchs;
Er sprach: „Wer sich mißt
Im Kampf mit der Rasenden, siegt nur durch List.

Dies Mannweib, von Uranionen gezeugt,
Von Bären liebkost, von der Wölfin gesäugt,
Ist Schwerthieb und Schaft
Unnahbar . . . und fällt nur durch eigene Kraft.

Doch blüht ihr, beim Zeus, zum erdrosselnden Strick
Der wehende Hanf schon um's stolze Genick;
Ich lernte zu Haus
Das Handwerk des Seilers; hier üb' ich es aus."

So spottet der Unhold und nähert sich leis
Der Heldin, umschleicht sie erst spähend im Kreis
Und huscht dann im Lauf
Auf's Streitroß der kämpfenden Fürstin hinauf.

Er rührt an's Gelock der Gewaltigen schon,
Entriß schon das Messer mit grinsendem Hohn
Den Falten des Gurts
Und jauchzte; doch währte der Jubel nur kurz.

Die Heldin, sich wendend, zerspellte dem Schelm
Mit wuchtigem Axtschlag den ehernen Helm;
Es klaffte die Stirn,
Und weitum verspritzte das tückische Hirn.

Doch während der Wicht hier, den Hunden ein Fraß,
Da lag und der Ränke für immer vergaß,
Erscholl von den Höh'n
Achaiischer Kriegsruf und Waffengetön.

Wie, wachsend vom Schnee, wenn die Sonne ihn schmelzt,
Ein Strom vom Gebirge vernichtend sich wälzt,
So wogte vom Mal
Des Ilos ein drohender Haufe zu Thal.

Dort hatten, vom Sohn des Mekisteus entflammt,
Die Helden, dem jasischen Argos entstammt,
Die Karer verdrängt
Und weit durch's Gefilde die Lyker versprengt.

Zwar focht Orythaon mit wechselndem Glück,
Das Volk Lakedämons warf Glaukos zurück;
Doch siegreich besteh'n
Den Lyker die Männer, gesandt von Athen.

Dort neben Odysseus stand Kalchas, der Greis,
Rings Danaerfürsten, im heiligen Kreis
Versammelt zum Rath,
Als Spartas goldlockiger König sich naht.

Er sprach: „Wer auch immer zum Zweikampf sich stellt
Der hoheitumleuchteten Heldin, er fällt
Unrettbar zum Raub
Den Keren des Todes und sinkt in den Staub.

Sie ist eine Göttin, sagt Ossa, und räumt
Hinweg, wer ihr Opfer zu bringen versäumt;
Drum fürcht' ich, ihr wehrt
Kein Held, den die Frucht der Demeter genährt."

Ihn hörte Amphion, der reisige Sohn
Des Aktor, und sprach in verächtlichem Ton:
„Ich selbst will sie seh'n,
Und wäre sie Hera, ich will sie besteh'n."

Rings späht er vom Wagen, der, stattlich bespannt
Mit Rossen, den Stuten Admetos' verwandt,
Hinflog . . . und erschaut
Die fliehenden Helden und tadelt sie laut,

Und höhnte die Kämpfer zu Wagen und schalt:
„Pfeilhelden, Verworf'ne, obwohl von Gestalt
Wie Männer zu schau'n,
Achaier nicht mehr, nein: achaiische Frau'n!

Ertragt ihr die Schmach, Amazonen zu flieh'n,
Verfolgen euch Schatten Erschlag'ner, erschien
Sarpedon . . . und weicht
Ihr dunkeln Gewalten des Hades vielleicht?

Und wandelt im Licht noch und rast mit dem Speer
Der mähnenumflatterte Hektor daher
Die troische Flur?
Nein, Deimos und Phobos beherrschen euch nur."

So schalt er, und mahnt' hier die Einen und droht
Den Andern, wie Anseh'n und Stand es gebot,
Und trieb in's Gefecht
Fußkämpfer und Schleud'rer und wies sie zurecht:

„Steht, Freunde! was flieht ihr der Pfeile Gezisch?
Wohin denn so eilig? Wo winkt euch der Tisch
Mit leckerem Mahl,
Der Mischkrug dabei und der volle Pokal?

Nicht wahr? bei Gelagen, da seid ihr zur Hand,
Vor Weinschlauch und Fleischtopf, da haltet ihr Stand,
Vertilgt und verheert
Und habt euch im Nahkampf stets tapfer bewährt!

Nie fehlt euch die Kriegslust beim gastlichen Schmaus,
Da werft ihr die Troer und rottet sie aus;
Bei pramnischem Wein
Schleift Jeder die ilische Veste allein!

Und wenn ihr das bacchische Tympanon hört,
Dann schwärmt ihr, vom Taumel des Gottes bethört,
Mit Reigengesang
Die räumigen Gassen des Lagers entlang.

Doch ruft euch das Cymbal, der krieg'rische Schall
Der phrygischen Pauken, dann zittert ihr all;
Den männlichen Tanz
Des Ares, ihr Feigen, verlerntet ihr ganz!"

Sprach's; wandte die Rosse; sie schnoben vor Muth
Und jagten, bespritzt mit Erschlagener Blut
An Weichen und Knie'n,
Wildscheuend auf Trümmern und Leichen dahin.

Jetzt nahte die Fürstin im blendenden Glanz
Des purpurumgürteten Panzergewands,
Da sprang vom Gestühl
Des Wagens Amphion in's dichte Gewühl.

Die Heldin begann: „Welch' unselige Gier
Bethört dich, wer bist du, der kühn sich mit mir
Zu kämpfen erfrecht?
Du scheinst, bei'm Kronion, von edlem Geschlecht.

Mir nahen auf dieser skamandrischen Flur
Unglücklicher Eltern Entsprossene nur,
Denn lange nicht weilt
Im Licht, wen mein schattender Wurfspeer ereilt."

„„Was prahlst du, entartete Männin?"" versetzt
Amphion; „„gedenke des Kampfes, denn jetzt
Gebührt dir im Dienst
Des Ares die Heldin zu sein, die du schienst.

Laß seh'n, ob olympische Abkunft, der Trug,
Daß Hekate selbst dich beschütze, den Flug
Der Lanze beschwört,
Die Jugend und Kraft dir auf ein Mal zerstört.

Empfienge dein zauberumgürteter Leib
Doch ganz sie und gäbst du, verwegenes Weib,
Gesättigt vom Krieg,
Dem Hades die Seele, mir rühmlichen Sieg!""

Sprach's, zielte und warf, doch es fehlte sein Speer:
Da hob er, als Last schon drei Männern zu schwer,
Ein Felsstück vom Feld,
Gewaltig und groß; doch leicht schwang es der Held.

Und schleudert' der Fürstin mit tückischem Block
Den Stahlhelm vom Haupt, daß das reiche Gelock
Die Glieder umquoll
Und weitum der Danaer Jubel erscholl.

Doch schäumend vor Zorn, mit entfesseltem Haar,
Wie hochher im Flug ein gewaltiger Aar,
Entschwang sich dem Roß
Die Männin und warf noch im Sprung das Geschoß.

Es fuhr durch Amphions mit fünffachem Stahl
Umzogenen Erzschild und traf wie ein Strahl
Sein Schultergelenk;
Doch wehrte den Keren das Riemengehenk.

Nun rast gleich der Windsbraut die Fürstin heran;
Doch trotzigen Sinns läßt Amphion sie nah'n,
Vom Helmbusch umwallt
Die panzerumgürtete, hohe Gestalt.

Jetzt krachten die Schilde, jetzt toste der Kampf;
Wild jauchzten die Völker, indeß vom Gestampf
Der Staub sich erhob
Und dicht wie Gewölk um die Kämpfenden stob.

Sowie, wenn die Schlange den Tiger bezwingt,
Den Leib ihm umringelt, die Glieder umschlingt,
Wie laut er auch brüllt
Und schwächere Thiere mit Schrecken erfüllt,

Und züngelnd vor Mordgier, der Beute gewiß,
Den mächtigen Tatzen, dem tödtlichen Biß
Des Opfers entschlüpft
Und fester und fester die Ringe nur knüpft:

So kreist, unerreichbar der Spitze des Schwerts,
Doch sicher stets treffend mit eigenem Erz,
Behend um den Leib
Amphions das waffengewaltige Weib.

Umsonst deckt, mit jeglicher Kampfart vertraut,
Der Held sich, sie trifft; doch, wie oft er auch haut,
Entrinnt sie dem Stoß
Und Schwerthieb und läßt doch den Gegner nicht los.

Bald blitzschnell sich wendend im Grau'n des Gefechts
Verwundet sie links ihn, bald trifft sie ihn rechts;
Lang hielt er ihr Stand,
Doch endlich erlahmte dem Helden die Hand.

Nun wurde das grause Verhängniß ihm klar;
Hinwarf er den Schild und erfaßte ihr Haar;
Da hieb sie vom Rumpf
Den Arm ihm; noch zuckte am Boden der Stumpf.

Jetzt hört er, schwachathmend, der Mannkraft beraubt,
Den Sittig der Aisa schon flattern um's Haupt
Und kündet das Nah'n
Des eig'nen Verderbens der Siegerin an,

Und flucht mit geflügeltem Wort ihr und stürzt
Sich selber in's Schwert, das den Jammer verkürzt;
Die Hüfte durchstößt
Der Stahl, der die Bande des Lebens ihm löst.

Nun stürmen, wie bunte Schakale zum Raub,
Noch ein Mal die Griechen, umwirbelt vom Staub,
Mit wildem Geschrei
Zum Kampf um den mächtigen Todten herbei.

Kein Niederer war's ja im Danaerheer,
Der jetzt, von dichtschattenden Wolken der Ker
Das Auge bedeckt,
Dem Volk das Verlangen der Klage erweckt.

Er stammte von Aktor, des Myrtilos Sohn,
Der, als man die Argo einst zimmerte, schon
Als edler Böot
Im taubenumflatterten Thisbe gebot.

Und da er, begabt mit prophetischem Mund,
Die Stimmen der Vögel zu deuten verstund,
So warnt' er und rieth
Stets ab von dem Kampf auf der Troer Gebiet.

Er gab auch den eig'nen edonischen Spieß
Nur zögernd dem muthigen Sohne, und ließ
Nur ungern ihn zieh'n,
Als jüngst er, ein Licht, den Achaiern erschien.

Doch der, schon bei'm Kampf um die Schiffe ein Damm
Den Danaern, schwelgte kühntrotzig und stramm,
Wie Eichen im Saft,
In üppiger Fülle der männlichen Kraft.

Nun lag er —, der sonst, ob vertilgend im Krieg
Er Lanzen entsandt, ob zu friedlichem Sieg
Die Saiten gerührt,
Stets Männer bezwungen und Frauen verführt,

— Nun lag er, gebändigt von Speerwurf und Stoß,
Auf großem Bezirke unkenntlich und groß,
Und gieriger schau'n
Jetzt Geier nach ihm, als einst rosige Frau'n.

Neunter Gesang.

Flucht der Achaier.

Doch während sich hier, wie der Nord und der Süd,
Die Helden bekämpft und, des Mordens nicht müd,
Die Hände befleckt
Mit Blut und die Leiche mit Leichen bedeckt,

Stürmt Penthesileia mit Blicken der Nacht
Vernichtend allhin durch die Pfade der Schlacht
Und scheucht mit dem Speer
Die Trümmer des Danaervolks vor sich her.

Es kannte ihr Leib nicht Ermüdung noch Schmerz;
Die Adern durchrollt wie geschmolzenes Erz,
Den trunkenen Muth
In Kämpfen verdoppelnd, das kochende Blut.

Aufwarf sie das Haupt, wie ein muthiges Pferd;
Sie focht mit der Streitaxt, sie traf mit dem Schwert
Und schoß wie im Spiel
Die Lanze mit sicherem Wurfe zum Ziel.

Und wo noch ein Schwarm der Verwegensten stritt,
Hinlenkt sie das Roß in beflügeltem Ritt;
Sie würgt und durchstürmt
Die Reih'n, bis sie Leichen auf Leichen gethürmt.

So wüthet die Heldin, des Männerkampfs froh,
Bis knirschend der lokrische Ajas entfloh
Und selbst der Tydid',
Dem Vorkampf entsagend, sein Unheil vermied.

Doch wie ein vom Raube verscheuchter, stets neu
Zum Anfall entschlossener hungernder Leu,
Von Unmuth verzehrt,
Bluttriefend die Schnauze, nach Beute begehrt

Und, lechzend nach Rache, mit brüllendem Laut
Im Fliehen oft anhält und hinter sich schaut:
So räumte der Held
Nur langsam und drohend der Heldin das Feld.

Nun frommte kein Zuruf, nicht List, noch Gewalt,
Die Griechen, zersprengt, ohne Ordnung und Halt,
Entflohen verzagt
Wie fallendes Laub, vom Orkane gejagt.

Rings lagen die Todten, die Züge verzerrt,
Starroffenen Augs, hier die Hand noch am Schwert,
Den Schild noch umkrampft,
Die blühenden Glieder von Rossen zerstampft;

Dort Rüstungberaubte, Geschändete, nackt,
In Lachen von Blut, von den Waffen zerhackt,
Die Glieder verkürzt,
In buntem Gemisch durch einander gestürzt.

Verwundete sprachen — in freudigem Wahn,
Sie seien Genossen, bisweilen sich an;
Ein Fluch und ein Streich
Als Antwort nimmt Täuschung und Leben zugleich.

Und herrenlos schweiften, den flockigen Schaum
Um Nüstern und Brust, mit nachschleifendem Zaum,
Zerrissen den Strang
Die scheuenden Rosse die Wahlstatt entlang.

Zuweilen auch standen die Renner noch dicht
Beim sterbenden Herrn und verließen ihn nicht;
Er athmete schwer,
Ihr muthiges Wiehern erweckt ihn nicht mehr.

Und zwischen das Röcheln und dumpfe Gestöhn
Stets näher von Idas umwaldeten Höh'n
Erscholl das Gekreisch
Kahlhalsiger Geier . . . sie witterten Fleisch.

Oft schlich sich ein lakedämonischer Hund
Zum Sterbenden; plötzlich die Nase, den Mund
Umschnob er ihm feucht,
Bis daß ihn ein Fluch des Entsetzten verscheucht. — —

Fernab indeß trieben mit mordendem Speer
Die phrygischen Schaaren den Feind vor sich her;
Es tobte die Wuth
Des Ares vom Wall zur skamandrischen Fluth.

Hier schnellt Alexandros das tückische Rohr;
Dort stürmen Aeneias und Aethikos vor;
Hier sprengte die Reih'n
Agenor; dort schloß sie Polydamas ein.

Doch ähnlich dem Waldbrand, der Alles verzehrt,
Rast Penthesileia mit Lanze und Schwert,
Und wo sie erschien,
Da sanken die Führer und Völker dahin.

Unzählige traf ihr vernichtender Zorn,
Die Fliehenden rücklings, Anstürmende vorn;
Mit Blicken der Nacht
Beherrscht sie die grauenerregende Schlacht.

Denn vor ihr schritt Deimos und mit ihr schritt Ker,
Als flög', mit der quastenumflatterten Wehr
Der Aegis gefeit,
Die herrliche Tritogeneia zum Streit.

Hier wichen, vom Anblick der Fürstin entsetzt,
Epeier und Kreter, wie Lämmer, gehetzt
Vom hungernden Wolf,
Den Xanthos entlang zum sigeïschen Golf.

Dort wankten die Phoker, hier wich der Böot;
Es floh'n, da die Führer verwundet und todt,
Den Bogen entspannt,
Voll Unmuth der Lokrer, voll Grimm der Abant.

Doch Penthesileia verhöhnte den Troß;
„Wo — rief sie — ist Tydeus', wo Telamons Sproß,
Wo hält sich, erschreckt
Vom Wurf meines Speers, der Pelide versteckt?"

Nicht ahnte die Stolze, daß, ferne dem Feld
Der Schlacht, der Achaier gewaltigster Held,
Mit Ajas vereint,
Am Grabmal den trauten Patroklos beweint,

Noch daß sich, vernehmend den Ausgang des Streits
Und troischen Siegsruf vom Xanthos, bereits
Mit Lanze und Schwert
Des Kampfs unersättlicher Meister bewehrt,

Um ihr, die vom Netz schon der Keren umgarnt
Unrettbar, von keinem der Götter gewarnt,
Noch trunken im Wahn
Des Siegs, wie das dunkle Verhängniß zu nah'n.

Nein, lachend noch bändigt mit Waffen des Spotts
Und schneidendem Erz sie der Danaer Trotz,
Erlegt und zerstreut
Den Feind, wo vereinzelt der Kampf sich erneut.

Und leuchtend, den phrygischen Schaaren voran,
Zum Lager am Meere der Helle die Bahn
Siegfroh, wie ein Blitz
Kronions, hinstürmt sie beflügelten Ritts,

Und schwur, nicht zu ruh'n, bis die Zelte vom Hauch
Der Lohe versengt, bis, von Flammen und Rauch
Der Schiffe umqualmt,
Die Blüthe des griechischen Heeres zermalmt,

Und setzte den Graben hinweg an den Wall . . .
Und zündend schon flog unter jauchzendem Schall
Von troischer Hand
Nach Schiffen Achaias der phrygische Brand.

Zehnter Gesang.

Achill und Penthesileia.

Jetzt naht sich, erstaunt, daß die Tapfersten floh'n,
Mit Ajas der Thetis gewaltiger Sohn,
Die Lippe voll Spott,
Kraftstrotzend, unnahbar und schön wie ein Gott.

Aufjauchzen die Griechen . . . und würgend durchstürmt
Der riesige Ajas die Teukrer und thürmt
Lautknirschend vor Zorn
Zu Mahden sie an, wie ein Schnitter das Korn.

Hier wählt der Pelide zum Ziele des Speers
Die Edelsten nur des trojanischen Heers
Und scheucht durch's Gefild
Den zagenden Feind, wie der Jäger das Wild.

Hochragend, dem Aegiserschütterer gleich,
Erlegt er die Feinde mit sicherem Streich
Und schleudert den Blitz
Fernhin von des Wagens vergoldetem Sitz.

Und auf die unsterblichen Rosse gebeugt,
Die Zephyros einst mit Podarge erzeugt,
Beherrscht das Gespann
Automedons Wille, daß Keiner entrann.

Da packt die Trojaner Entsetzen und Grau'n;
Es drängen, daß Wagen und Leichen sich stau'n,
Die Schaaren zur Flucht,
Wie Branden des Meers an rhöteïscher Bucht.

Doch hielten, vereinzelt, den Speer in der Hand,
Die Freundinnen Penthesileias noch Stand,
Bis, zornig erregt
Vom Trotz der Umringten, Achill sie erlegt.

Und wieder andringen in schäumender Wuth
Die Beiden und schwelgen in troischem Blut;
Da hält sie im Lauf
Die lanzenbeherrschende Königin auf.

Sowie, vom Gekläffe der Rüden umkreischt,
Die Pantherin brüllt, wenn die Jungen zerfleischt,
Sich windet und ächzt
Und heiß nach dem Blut der Verfolgenden lechzt,

Und rollenden Aug's, mit gesprenkeltem Fell,
Schweifschlagend, in Sätzen behend, vom Gebell
Der Meute gehetzt,
Hervorstürzt und Jäger und Hunde zerfetzt:

So, rasend vor Schmerz und unbändiger Lust
Nach Kampf, mit der Sichel des Schildes die Brust
Zur Hälfte gedeckt,
Die Rüstung vom Blut der Erschlag'nen befleckt,

So stürzt sich, zwei Lanzen erhoben zum Schwung,
Vom Pferde und stürmt mit verwegenem Sprung
Und wildem Geschrei
Die strahlende Penthesileia herbei,

Und wirft nach Achill, daß mit dröhnender Kraft
Des Speers chalibäische Wucht bis zum Schaft
Den Stahlschild durchflog
Und dumpf an dem Panzer des Helden sich bog.

„Was säumt ihr? — so hub die Gewaltige an —
Nahkämpfer Achaias, nur näher heran!
Zum Heil euch zerbrach
Mein Speer; doch es folgt ihm ein stärkerer nach.

Das Weh, das ihr Beide den Troern gebracht,
Die ihr euch die mächtigsten Kämpfer der Schlacht
Zu nennen erkühnt,
Ihr Prahler, jetzt wird es auf ein Mal gesühnt!"

So sprach sie . . . und wieder enteilte der Hand
Das schnelle Geschoß, das dem Ajas den Rand
Des Stierschilds durchspellt
Und klirrend am Kniebug die Schienen zerschellt.

Nun packte die Fürstin unendlicher Schmerz,
Daß zwei Mal erfolglos das tödtliche Erz
Den Händen entfloh'n;
Doch Ajas verlacht sie mit bitterem Hohn,

Und zielt . . . Da erhebt mit weittönendem Ruf
Den Schild, den die Kunst des Hephästos erschuf,
Achilleus und wehrt
Dem Freund, daß er nimmer die Männin versehrt,

Und donnert sie an mit der Stimme des Leu's:
„„Was, Thörin, versuchst du den Liebling des Zeus,
Der Hektor gefällt,
Und kämpfst mit dem mächtigsten Helden der Welt?

Jetzt, da du gesättigt die heiße Begier
Nach griechischem Blut, steht der Rächer vor dir;
Jetzt sinkst du, ein Raub
Den Geiern und Hunden, dahin in den Staub!""

So sprach er . . . und bohrte den mächtigen Spieß
Ihr rechts in die Brust, daß der Trotz sie verließ;
Ein Schauer umfieng
Den Leib und die freudige Hoffnung vergieng.

Sie wankte; die rosige Lippe ward fahl;
Vom wölbigen Busen, ein sprudelnder Strahl,
Quoll purpurn und heiß
Das Blut und befleckte sein schneeiges Weiß.

Doch kehrt das Bewußtsein zurück und belebt
Noch ein Mal die Glieder der Heldin; sie hebt
Sich kühn wie zuvor
In racheverlangender Kampflust empor.

Und wieder besteigt sie den Renner in Eil'
Und greift nach der Streitaxt, nach Bogen und Pfeil,
Die klirrend am Bug
Das windschnelle Thier in die Feldschlacht ihr trug.

Doch drohend, die Seele von Unmuth entbrannt,
Hält Aeakos' herrlicher Enkel gebannt
Mit Blicken des Aars
Die rossebeherrschende Tochter des Mars.

Und während er anstürmt in zürnendem Groll
Wie Ares gewaltig und schön wie Apoll,
Bezaubert der Glanz
Der männlichen Schönheit des Helden sie ganz.

Ihr Herz pocht vernehmbar im Busen; es schmolz
Verhaltene Sehnsucht den herrischen Stolz;
Sie schaut nur auf ihn,
Unfähig zu kämpfen, unfähig zu flieh'n.

Gemischt aus Verlangen und weiblicher Scheu
Durchbebt ihre Seele befremdend und neu,
Beengend und schwül,
Doch wonnig und süß, ein unnennbar Gefühl.

Und wie auch ihr trotziger Sinn sich empört,
Die Fürstin, vom Wahne des Herzens bethört,
Ergibt sich und senkt
Die wuchtige Axt, die ihr Eris geschenkt.

Lang stutzt der Pelide, den finsteren Blick
Voll Trotz, steht er da, wie ihr böses Geschick,
Die Stirne umbraut
Von Wettern, vor denen selbst Hektorn gegraut.

Elfter Gesang.

Fall der Amazone.

Vordrangen die Troer indessen; mit Noth
Hielt Ajas die Schaaren; schon sieht sich bedroht
Achill, der ergrimmt
Stets näher den phrygischen Schlachtruf vernimmt.

Aeneias, Deïphobos hauen sich Bahn,
Agenor, der Held, und Polydamas nah'n
Speerschwingend; da bäumt
Sich wiehernd das Streitroß der Fürstin und schäumt,

Und hebt sich und knirscht in's Gebiß . . . jetzt entfaust
Der pelische Speer der unnahbaren Faust,
Und Fürstin und Roß
Im Fluge durchstürmt das berühmte Geschoß.

Wie, mächtigen Schwunges entsandt, auf der Birsch
Ein Speer, wenn er mitten durchflogen den Hirsch,
Noch wuchtig und stramm
Sich bohrt in der Fichte hochragenden Stamm,

So lagen, vom nämlichen Wurfe gefällt,
Das Roß und die Herrin, im Tod noch gesellt,
Die muthig und kühn
Im Leben getheilt die Gefahren und Müh'n.

An's Thier, das verendend die Glieder noch dehnt,
Bewußtlos lag Penthesileia gelehnt,
Von Dämm'rung sofort
Das sehnsuchterweckende Auge umflort.

Die trotzige Kraft der Gefürchteten brach
Der endende Tod; doch es wand nur gemach,
Beklagend ihr Loos,
Die Seele von Jugend und Schönheit sich los.

Frohlockend indeß sprach in trunkener Gier
Achill die geflügelten Worte zu ihr:
„Da liege, ein Schmaus
Den Hunden und ruh' von den Kämpfen nun aus!

Wie hast du, anstatt zu genießen das Gut,
Das Troja dir bot, den verwegenen Muth,
Mit dem du geprahlt,
So bald mit dem wonnigen Leben bezahlt!

Wer hieß dich auch, friedliche Werke der Frau'n
Verschmäh'n, daß dein Ehrgeiz allein nach dem Grau'n
Der Feldschlacht gestrebt,
Vor der selbst die Seele des Mannes erbebt?"

Und als er, so sprechend, die eschene Wehr
Zurückzog, da zuckt noch die Heldin am Speer,
Da trifft ihn ein Strahl
Des brechenden Auges voll Vorwurf und Qual.

Und was in des Herzens tiefinnerstem Grund
Die Stolze empfand, was ihr trotziger Mund
Dem Helden verhehlt,
Gestand ihm dies Aug', nun für immer entseelt.

Er löst ihr den Helm uud langwallenden Falls
Die Fülle des Nackens, den blendenden Hals
Umfluthete sacht
Des wogenden Haares ambrosische Nacht.

Und lange, die buschigen Brauen gesenkt,
Die Stirne gefurcht und die Arme verschränkt,
Wehmüthig und still
Den Liebreiz der Todten bewundert Achill.

Jungfräulich und streng, doch verlockend und schön,
Der Artemis gleich, die auf Gargaros' Höhn,
Erschöpft nach den Müh'n
Der heißen Gebirgsjagd, entschlummert im Grün,

So lag hier, die Spangen und Schienen gelöst,
An Nacken und Busen zur Hälfte entblöst
Den blühenden Leib,
Das aresentstammte, gewaltige Weib;

Den Adel der Züge entstellt nun von Blut,
Das Antlitz, einst hold, wie von rosiger Gluth
Der Eos umhaucht,
Im Tod noch in Anmuth und Schönheit getaucht;

Die Stirne, d'rauf fürstliche Hoheit gethront,
Der trotzige Mund, der, zu herrschen gewohnt,
Vom Tod nun berührt,
Noch immer bezaubert, erschreckt und verführt.

Ein Wunder an weiblicher Schönheit, verwaist
Von männlichem Muth und hochstrebendem Geist,
Auf fremdem Gebiet
Selbst fremd, wie ein Räthsel, das Niemand errieth,

Bestrickt noch der Leiche dämonischer Reiz
Die Seele dem größten der Meister des Streits
Die, glänzend umschient,
Dem menschenvertilgenden Gotte gedient.

Und nimmer aus seinem Gedächtniß entwich
Der Waffengewaltigen Bild; ihn beschlich
Weit tieferer Gram,
Als da er den Tod des Patroklos vernahm.

Ihr Schatten umkreist ihn im Schlachtengewühl
Und naht, wenn auf weichem, sidonischem Pfühl
Umsonst ihn zum Trost
Die reizende lesbische Sklavin liebkost.

Es bannet das Weh, das den Helden befiel,
Kein phrygischer Tanz, kein mäonisches Spiel,
Dem einst er gelauscht,
Kein Heldengesang, der ihn früher berauscht.

Vergeblich in mahnenden Träumen erschien
Ihm Deïdameia; umsonst schlang um ihn
In liebendem Harm
Die holde Briseïs den schneeigen Arm.

Ihm wurde nur wohl, wenn, von Feinden bedrängt,
Er Schilde zerklüftet und Reihen gesprengt,
Wenn schreckenverhüllt
Die allesaustilgende Schlacht ihn umbrüllt.

Nur, wenn er die Leichen anhäufend zur Mahd,
Den schrecklichen Keren bezeichnet den Pfad,
Vom Speerkampf umtönt,
Dann wähnt er die strenge Erinnys versöhnt.

Dann ruht ihre Geißel . . . sie selbst wird zum Bild
Der sterbenden Heldin . . . dann winkt es ihm mild
Mit lächelndem Mund
Hinab in des Erebos düsteren Grund.

So jagte den Löwenbeherzten stets neu
Von Feldschlacht zu Feldschlacht die nagende Reu',
Bis Paris' Geschoß
Dem Helden die Pforten des Hades erschloß.

Zwölfter Gesang.

Klage Achills und Bestattung der Penthesileia.

Jetzt aber, die buschigen Brauen gesenkt,
Die Stirne gefurcht und die Arme verschränkt
Wehmüthig und still
Die Schönheit der Todten bewundert Achill.

Und, ähnlich dem Bergstrom, der, lange gehemmt,
Des Landmanns gesegnete Flur überschwemmt,
Anfluthend zum See,
So löst sich in endlosem Jammer sein Weh.

Aufstöhnt er wie Pan, der den Wanderer schreckt,
Grau'nvoll, daß das Echo, vom Rufe geweckt,
Mit Donnergewalt
Fernhin in den Schlünden des Ida verhallt.

Und klagt: „Der unbändige Zorn sei verflucht,
Der jählings die Menschen und Götter versucht,
Die Sinne bethört,
In Schuld uns verstrickt und den Frieden zerstört!

Ein jegliches Uebel entkeimt seiner Saat,
Er macht zum Verbrechen die männliche That,
Den Sehenden blind,
Den Weisen zum Thoren, den Helden zum Kind.

O hätt' er doch nie, der so süß uns durchglüht
Wie feuriger Wein, mein entzündbar Gemüth
Zur Rachgier entflammt,
Als du mir erschienst, die den Göttern entstammt!

Dann hätte mein Arm, der dich fällte, vom Neid
Der tückischen Pallas gelenkt, die kein Leid
Der Sterblichen rührt,
Als herrliche Braut dich nach Phthia geführt."

So klagt er und wälzt sich, der Sinne beraubt,
Im Staube, bestreut sich mit Erde das Haupt
Und rauft sich das Haar
Bewältigt vom Schmerz, den die Reue gebar.

Und schlägt sich die Brust und die Hüften und kehrt
Dann wider sich selbst das gefürchtete Schwert;
Doch Phoinix entwand
Den tödtlichen Stahl der vertilgenden Hand,

Und führt ihn die Schlachtreih'n hindurch, die vereint
Die Lebende floh'n und die Todte beweint,
Verstört und entstellt
Die bauchigen Schiffe entlang in sein Zelt.

Indeß, als die Teukrer vernommen den Fall
Der Völkervertilgenden, zagten sie all'
Und wichen der Macht
Der Griechen und gaben verloren die Schlacht.

Und Priamos selber, der stattliche Greis,
Er brachte, den Leichnam zu lösen, als Preis
Des Goldes genug
Und schmückte die Bahre und folgte dem Zug.

Und während der Sänger den Threnos zum Lob
Der waffenberühmten Gefall'nen erhob,
Wuchs an und verklang
Die Klage der Jungfrau'n im Wechselgesang.

Und jammernd, als sänk' mit der Heldengestalt
Für Troja der letzte und einzige Halt,
Ergoß wie ein Meer
Das Volk sich die thymbrische Eb'ne daher.

Noch stand um die Bahre das Trauergeleit,
Man brachte die Thiere, zum Opfer geweiht . . .
Da trat aus dem Chor
Der Jungfrau'n die holde Polyxena vor.

Sie selbst noch fast Kind und doch Jungfrau bereits,
Die männliche Thatkraft und weiblichen Reiz
Mit kindlicher Art
Dem strebenden Hochflug der Seele gepaart,

Sie hielt der Erschlagenen Haupt in dem Schooß
Und sprach: „Wie beneid' ich, o Heldin, dein Loos,
Das so dich gefällt,
Nachdem du dein blutiges Tagwerk bestellt!

O, gönnte mir selbst der Unsterblichen Rath,
Dies Dasein zu enden nach rühmlicher That,
Von ihm, der die Ruh'
Des Herzens mir raubte, getroffen wie du,

Die, furchtbar im Kampf, wie ein funkelndes Schwert,
Vom Zauber allmächtiger Schönheit verklärt
Im Tod noch erscheint,
Von Göttern beklagt, von Heroen beweint!

Doch hast du die Hülle des Staubs nur vertauscht
Mit Flügeln unsterblichen Ruhmes; es rauscht
Im Heldengesang
Dein Schatten die künft'gen Geschlechter entlang." . . .

So sprach sie und senkte der Schweigenden Haupt
Zurück auf den Purpur, von Lorbeer umlaubt,
Und würzte mit Duft
Des tyrischen Oels und der Salben die Luft.

Dann trug man zum Holzstoß der Heldin Gebein,
Entfachte die Flammen, besprengte mit Wein
Die Asche . . . und gab
Dem fürstlichen Staube ein fürstliches Grab.

Und heim zog, der düstersten Ahnungen voll,
Das Volk . . . und um Ilions Zinnen erscholl —
Jetzt minder belacht —
Kassandras lautklagendes „Weh!" durch die Nacht.



Aus dem Rhapsodiencyklus „Hannibal“.

I.
Mago.

Um den Garganus streichen
Die Adler beuteschwer,
Noch treiben Römerleichen
Im Aufidus zum Meer.
Raubthier und Geier lauern
Am Strand des trägen Stroms
Und Jammer füllt und Trauern
  Die Mauern
Und alle Straßen Roms.

Doch die der Schlacht Entgang'nen
Gibt der Karthager frei,
Nur römischen Gefang'nen
Droht schnöde Sklaverei;
In Ketten eng geschlossen,
Verspottet und gekränkt,
Seh'n sie die Bundsgenossen
  Mit Rossen
Und Waffen reich beschenkt.

Inzwischen brachte Mago
Mit Raub aus Cannäs Schlacht
Gefangen nach Karthago
Den Rest der Römermacht.

Hier schwieg die Furcht indessen,
Der Tadel und der Neid,
Im Jubel unermessen
  Vergessen
Ward jahrelanges Leid.

Es wurden Festgelage,
Durchschwärmt beim Fackelglanz,
Es ward die Nacht zum Tage
Bei Paukenschall und Tanz.
Die Punier, die Jarbiten,
Die Libyer hielten Rast . . .
Man ließ nach den Scissiten
  Entbieten
Das ganze Volk zu Gast.

Indessen von der Mauer
Des höchsten Tempelbaus
Sah'n stets die Mondbeschauer
Nach Magos Schiffen aus.
Und als, noch fern dem Sunde,
In Sicht die Flotte kam,
Als aus dem ehr'nen Munde
  Die Kunde
Das trunk'ne Volk vernahm,

Und als es die gleich Schemen
In sturmbeschwingtem Flug
Hersegelnden Triremen
Am roßgeschmückten Bug
Erkannt, als Gerusiasten
Die Nahenden erspäht,
Und schon der Beute Lasten
  Nach Masten
Gewerthet der Suffet:

Erscholl ein ungeheuer
Triumphgeschrei, als riß
Und wankte das Gemäuer
Um die Akropolis.
Ein Jeder ward Choragos,
Es schien zum Festgepräng'
Für den Triumphzug Magos
  Karthagos
Gewalt'ge Stadt zu eng.

Indeß sie taumeltrunken
Vom Arm der Lust umschmiegt,
Safranbesprengt, versunken
In Blüthenmeeren liegt,
Umgeben Byssus-Fächer,
Gewölbt in kühnem Schwung,
Wie üpp'ge Prunkgemächer
  Die Dächer
Mit weicher Dämmerung.

Von Cymbeln und Krotalen
Erzittert rings die Luft,
Den erzgetrieb'nen Schalen
Entströmt der Ambraduft.
Die Priester Baals, berufen
Zum Tempeldienste, nah'n
Sich bäuchlings auf den Stufen
  Und rufen
Die Sonnengottheit an.

Auf ihres Tempels Warte
Ragt ehern, riesengroß
Das Bildniß der Astarte,
Das Weltsymbol im Schooß.
Erst tritt im weißen Linnen
Der Tanitpriester vor,
Dann steigen Priesterinnen
  Die Zinnen
Herab in duft'gem Flor.

Die Schleier weh'n und bauschen
Sich um den Porphyrranft,
Die heil'gen Harfen rauschen
Und Flöten klagen sanft.
Der Göttin Bild mit Zweigen
Umkreisend, stellt die Schaar
In feierlichem Schweigen
  Den Reigen
Der ew'gen Sterne dar.

Und in den Tempelhainen
Dem mystisch heil'gen Grau'n
Den Sinnenrausch vereinen
Fremdländisch üpp'ge Frau'n,
Befreit von Gurt und Binde,
Von Schleiern nur umwallt . . .
Indeß fernhin im Winde
  Gelinde
Kinnorgetön verhallt.

Doch als von den Aegaden
Vorbei an Aegimur
Die Flotte, schwer beladen,
In's Bett des Kothon fuhr:
Von Hippos Landesenge
Bis zur Tuneserbai
Verkünden Lobgesänge
  Der Menge,
Daß diese Küsten frei.

Nun gleitet durch die Pforten
Des Hafens Magos Jacht,
Ihr folgen Roms Kohorten,
Besiegt in Cannäs Schlacht;
Und unter Beifalltosen

Wallt er im Feldherrnstaat
Vor Kriegern und Matrosen
  Auf Rosen
Und Purpur zum Senat.

Doch hemmt des Volkes Freude
In festlichem Empfang
Vor dem Senatsgebäude
Des Triumphators Gang.
Da läßt er Fahnen wehen
Von Cannäs Beutelast,
Er läßt mit Siegstrophäen
  Besäen
Den Platz vor dem Palast.

Er leerte zum Beweise,
Wie viel man Feinde schlug,
Die Ringe scheffelweise,
Die Romas Adel trug.
Bewacht von seinen Braven
Dem Puniervolk zum Kauf,
Stellt er an Markt und Hafen
  Als Sklaven
Die Kriegsgefang'nen auf.

Den wilden Jubel steigert
Die Ankunft Hasdrubals . . .
Die Menschenopfer weigert
Das Volk den Knechten Baals:
„Kein Priesterwahnsinn wüthe
Vertilgend in der Saat
Der Jugend mehr, es hüte
  Die Blüthe
Des Volks der freie Staat!"

Nun trat im Rath der kühne
Barkide vor und sprach:
„Ich bring' euch endlich Sühne
Für jahrelange Schmach.

Euch ist auf's Neu verliehen
Der Dreizack und das Netz,
Und wo euch Kolonien
  Gediehen,
Gilt punisches Gesetz.

Groß seid ihr in Gewerben,
Den Purpur färbt ihr gut . . .
Uns aber laßt ihn färben
Nochmals mit Römerblut!
Entsendet Brigantinen,
Häuft Reichthum, neu erstarkt
Ist uns're Macht, uns dienen
  Die Minen
Hispaniens, uns der Markt!

Karthago, nimm und trage
Der Welt das Scepter vor,
Das an dem großen Tage
Bei Cannä Rom verlor!
Den Erdkreis, d'rauf die Schwere
Der Römerhand geruht,
Beherrschen deine Heere
  Und Meere
Entrichten dir Tribut!"

Inzwischen ruh'n im Lager
Bei Zechgelag und Schmaus
Die Völker der Karthager
Von Kampf und Siegen aus,
Gesondert nach drei Welten,
Nach Sprache, Waffen, Wahl,
Iberer, Tyrer, Kelten
  In Zelten,
Die Libyer im Machal.

Hier geht der Schlauch im Kreise,
Dort tönt ein gallisch Lied,
Die Mamertinerweise
Singt hier ein Ausonid.
Kriegsvolk von allen Rassen
Und Zungen füllt den Raum . . .
Des Lagers breite Gassen,
Sie fassen
Die wilden Schwärme kaum.

Hier üben Clinabaren
Den Arm im Waffenspiel,
Dort werfen Balearen
Mit Schleudern nach dem Ziel;
Hier trifft der Pfeil die Eule,
Dort werfen im Tumult
Die Gallier nach der Säule
Die Keule,
Hier ächzt das Katapult.

Dort kracht ein Schild, hier splittert
Ein Speer, die Tuba ruft,
Vom Ton der Cymbeln zittert,
Von Pauken dröhnt die Luft.
Doch senkt die Nacht sich nieder
Balsamisch, feierlich,
Dann salben die Numider
Die Glieder
Zum Waffentanze sich . . .

Und um der Griechin Hüfte
Schlingt seinen Arm gewandt,
Hebt hoch sie in die Lüfte
Der wilde Garamant.
Jetzt löst den trunk'nen Sinnen
Der Rausch die Fessel ganz
Und Gaditanerinnen
Beginnen
Den wildbewegten Tanz.

Nun hält der trunk'nen Weiber
Verführerische Last,
Die braunen üpp'gen Leiber
Die wilde Gier umfaßt.
Stets frecher wird und freier
Gelärmt, gebuhlt, gelacht . . .
Und auf die wüste Feier
  Den Schleier
Senkt die verschämte Nacht.

II.

Vor Capua.

Hinzog an reichen Küsten
Längs dem Tyrrhenermeer
Schwelgend in allen Lüsten
Das siegberauschte Heer.
Es stieß auf fette Weide
Und Freunde allerwärts;
Es ruhte in der Scheide
  Die Schneide
Des sattgeword'nen Schwerts.

Nun trat mit den Karthagern
Auch Capua in Bund; . . .
Die wilden Horden lagern
Im wasserreichen Grund;
Sie stecken ab die Räume
Für Führer, Heer und Troß,
Sie hängen an die Bäume
  Die Zäume,
Den Schild und das Geschoß.

Hier fördern sie mit Beilen
Das Werk des Hüttenbaus,

Dort spannen sie an Seilen
Gestreiftes Zelttuch aus;
Hier graben sie die Schanzen
Zum Schutz vor Ueberfall;
Sie fegen Schwert und Lanzen
  Und pflanzen
Heerzeichen auf den Wall.

Die Lämmerheerden blöcken,
In engen Pferch gebannt;
Es scharren an den Pflöcken
Kameel und Elephant;
Es weiden rings die Stuten
Im hohen Ufergras; . . .
An des Vulturnus Fluthen
  Da ruhten
Die Stämme Afrikas.

Auf Pardelfellen kauernd,
Um's Haupt den Purpurbund,
Mit Blicken falsch und lauernd,
Mit wulstig-rohem Mund,
Mit dunkelbärtigen Wangen,
Mit Stirnen flach und eng,
Den braunen Arm umfangen
  Von Spangen,
Im Ohr Metallgehäng' . . .

So lagerten, von Narben
Entstellt aus mancher Schlacht,
Vor Zelten zebrafarben,
In niegeseh'ner Tracht,
Mit eh'rnen Panzerschuppen,
Mit buntem Schlangenhemd
In malerischen Gruppen
  Die Truppen —
Ein Anblick wild und fremd.

Sie lösen die Sandalen
Vom wegemüden Fuß;
In golдgetrieb'nen Schalen
Schäumt Wein von Syrakus;
Es rollt auf Römerschilden
Der Würfel . . . und vom Duft
Der Rosen in den milden
Gefilden
Campaniens trieft die Luft.

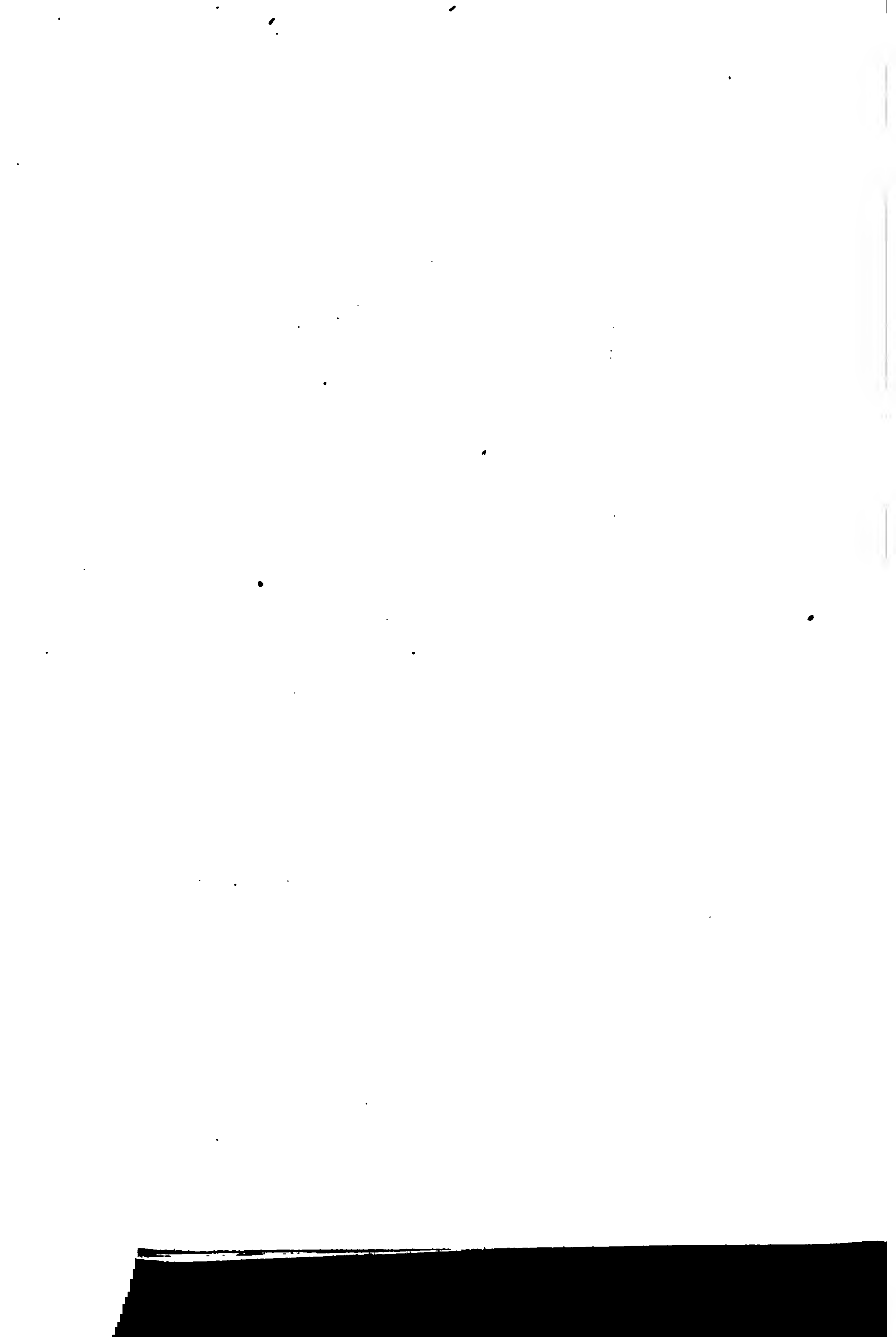
Getreide, Oel, Getränke,
Thunfische aus dem Meer
Und selt'ne Gastgeschenke
Schickt Capua dem Heer;
Und, auf dem Haupt Amphoren,
Mit Leibern schlank und braun,
Im Tanzschritt nah'n, wie Horen,
Den Thoren
Des Lagers schöne Frau'n.

Als hielten Mars in Lauben
Der Kypris Arme fest,
Als bauten ihre Tauben
In seinem Helm das Nest,
So schwieg des Krieges Schrecken . . .
Zuweilen nur gelind
Schlugen in Myrtenhecken
Die Becken
Und Waffen an im Wind.

(1871)



Uebertragungen.



Nach dem Griechischen.

Sophokles.

Lob des attischen Landes.

Fremdling, im Lande der prächtigen Rosse
Bist du gelangt zur gesegnetsten Stelle;
Prangend umlacht dich Kolonos' Gebiet,
Wo sich in stürmeverschonten Verstecken,
Tief in der Dämmerung nimmerberührten,
Früchte verbergenden heiligen Laubs
Klagende Nachtigallstimmen erwidern,
Daß im umschatteten lauschigen Thalgrund
Sehnsuchterweckend der Wohllaut verhallt.
Oft auch ertönt hier der Ruf der Mänaden,
Und im Geleite der göttlichen Frauen,
Die ihn ernährten, naht Bacchos, der Gott.
Ueppig entblühen den thauigen Fluren
Schlanke Narzissen, den Göttinnen beiden
Kränze zu winden nach altem Gebrauch.
Ueppig entsprießt auch der goldene Krokos
Blumigen Ufern, denn nimmerversiegend
Netzt sie die Fluth des kephisischen Quells.
Täglich befeuchtet der Regen mit sanftem
Plätscherndem Gusse die reichen Gelände
Weithin sich dehnender lachender Au'n,

Fluren, die weder der Tanzschritt der Musen,
Noch der behende, vom goldenen Wagen
Steigende Fuß Aphroditens verschmäht.
Herrlicher wächst auch der Baum hier, als jemals
Pelops gesegnetes dorisches Eiland
Oder der asische Boden ihn trug;
Keinerlei Pflege bedürftig, durch eig'ne
Triebkraft gedeiht er, ein Schreckbild den Fremden,
Blühend und prächtig in unserm Gefild.
Nahrung auch beut er . . . der bläulich belaubte
Oelbaum, an dem sich mit frevelnden Händen
Niemals der Greis, noch der Jüngling vergriff;
Denn die geheiligten Zweige beschützet
Zeus; die helläugige Herrin Athene
Hält sie mit sorgenden Blicken bewacht.
Doch es gebührte des Lobes noch andern
Herrlichen Gaben, mit denen der hohe
Göttliche Schirmherr die Heimat beglückt:
Ueppigen Reichthum der Rosse und Fohlen,
Segen des länderumwogenden Meeres,
Hehrer Kronide, verdanken wir dir!
Danken den Ruhm dir, Gebieter Poseidon,
Daß du zuerst mit beherrschendem Zügel
Rosse gebändigt auf attischer Flur,
Wo in die Meerfluth die kräftig geschwung'nen
Ruder im Takte sich tauchen, von Nereus
Wogengeschaukelten Töchtern umtanzt!

Menschenloos.

(Nach einem Chor des Sophokles.)

Niemals geboren sein, wäre das Beste;
Auch in der Kindheit zu sterben, ist gut;
Wächsst du zum Jüngling, dich lockt in's Verderben
Ueppige Thorheit und wallendes Blut.

Reifst du zum Manne, gibt allen Gefahren,
Mühen und Kämpfen das Schicksal dich preis;
Aber entkräftet, vereinsamt, verachtet,
Freudlos erduldet das Herbste der Greis.

Rings auf dem Meere des Lebens umdroh'n dich
Brandung und Klippen; es treibe dein Kiel
West- oder ostwärts, stets bleibst du den Sorgen,
Wogen und Winden ein sicheres Ziel!

(1871)

Ode an Aphrodite.

(Von Sappho.)

Goldenthronend göttliche Aphrodite,
Kind des Zeus, listspinnendes, hör' mein Flehen!
Nicht durch Schmach und bitteres Leid, o Hohe,
Beuge den Stolz mir!

Sondern nahe jetzt mir, wenn je du gnädig
Meiner Sehnsucht brünstigen Ruf erhörtest,
Wenn du je verlassend des Vaters Wohnung,
Hoch einherschwebend

Kamst auf gold'nem Wagen; — ihn zogen mühlos
Fluggewandte Tauben zur dunkeln Erde
Nimmermüden Fittigs vom Himmel nieder,
Aethergetragen.

Pfeilbehende waren sie da; du aber,
Sel'ge, frugst mit göttlicher Anmuth lächelnd:
„Welch' Verlangen zehrt dir am Herzen, daß du
Meiner begehrtest?

Was ersehnt am glühendsten deiner Seele
Ungestüm, wen soll meine List bethören,
Wen nur wieder fangen in's Netz dir, wer doch
Kränkte dich, Sappho?

Flieht er heut dich — soll er dir morgen folgen,
Schlägt er Gaben aus — o, er soll dir geben;
Liebt er nicht — bald soll er dich lieben, ob auch
Du ihn verschmähtest."

Komm auch jetzt, befrei' mich von bangen Sorgen!
Was, vor Liebe krank, mein verlangend Herz wünscht,
O, gewähr's, Allmächtige, steh' du selbst mir
Rettend zur Seite!

Liebeslied.

(Fragment der Sappho.)

Hochbeglückt, wie selige Götter, däucht mir,
Wer dir tief in's fesselnde Auge schau'n darf,
Wem vergönnt, im zaub'rischen Wohllaut deiner
Sprache zu schwelgen

Und im allverlockenden Reiz des Lächelns;
Aber mir, sobald ich dich sehe, zittert
Jäh' das Herz und jeglicher Ton der bangen
Stimme versagt mir.

Doch der Stummgewordenen jagt verräth'risch
Durch die Glieder fliegende Gluth; geblendet
Starrt auf dich mein Blick und gehörbetäubend
Summt es im Ohr mir.

Eisig rieselt Schweiß von der Stirn; mich schauert . . .
Bald entfärbt sich, welkendem Herbstgras ähnlich,
Wang' und Mund; gelähmt ist der Geist, als nahten
Boten des Todes.

Nach dem Arabischen.

Sie drangen an; die Vorhut wich
Wie eine Heerde, die man schreckt;
Doch eine Wolke hat darauf
Mit Hagelschauern sie bedeckt. —

Des Bogens straffe Sehne pfiff,
So wie der Wind aus Süden pfeift,
Wenn er die Fluth, die eisige,
In seinem jähen Lauf ergreift. —

Ein Dunst umzog die Kämpfer, wie
Gewitter, das sich reich entleert,
Indeß aus Wolken hie und da
Des Blitzes rasche Zunge fährt. —

Nach dem Altdeutschen des Johannes Hadloub.

I.

Was sind der Vögel Töne
Und all' des Lenzes Schöne,
Wenn manch viel schöner Weib,
Den Frühling anzuschauen,
Hinwandelt über die Auen
Mit zart aufblühendem Leib?
Da geh'n sie in lichtem Kleide
Liebreizend durch das Gras:
Ihre Schönheit und die Haide
Leuchten zusammen beide
Von Wonnen ohne Maß.

II.

Sie hat mir die Brust durchbrochen
Und zog in des Herzens Schrein
Trotz seinem gewaltigen Pochen
Mit all' ihrem Zauber ein.

Sie geht da auf und nieder
Als ein willkomm'ner Gast
Und läßt sich wohnlich nieder; —
Ich aber hab' keine Rast.

Nach dem Englischen.

Robert Burns.

1.

Die Maid von Ballochmyle.

Rings auf den Fluren wob der Thau
Ein diamantenes Gewand;
Durch Bohnenblust zog lind und lau
Der Wind und trug den Duft durch's Land;
Die Drossel schlug im tiefen Thal,
Die Sonne hatte keine Eil,
Die scheidende sah noch ein Mal
Dort auf die Höh'n von Ballochmyle.

Und sinnend irrt' ich über's Moor
Und durch die blüthenreiche Haid',
Bis sich im Wald mein Schritt verlor,
Da sah ich eine schöne Maid;
Ihr Antlitz war ein Frühlingstag,
Des Auges Blick ein Sonnenpfeil;
Aufjauchzte da mein Herzensschlag:
Das ist die Maid von Ballochmyle.

Maimorgen auf des Hochlands Höh'n,
Im Herbst bei heller Mondennacht
Einsam zu wandeln — ist so schön
In eines Waldes stiller Pracht;

Das Schönste aber, was wir schau'n,
Ward einem holden Weib zu Theil:
Jedoch die lieblichste der Frau'n,
Das ist die Maid von Ballochmyle.

Ach, möcht' sie eine Bäurin sein,
Und ich ihr seliger Schäfer, o!
Wär' nur das kleinste Hüttchen mein,
Wie wollt' ich schaffen treu und froh
In Hof und Feld und Waldgeheg,
Tobt Sturm und Wetter auch derweil!
Denn Nachts an meinem Busen läg'
Die schöne Maid von Ballochmyle.

2.
Mariechen süß.

Mariechen süß, Mariechen klein,
Marie ist klug und bescheiden;
Marie ist hold, Marie ist fein,
Marie ist schön zum Beneiden.

Ein barfuß Mädchen zog dahin
Die Straß' und bot mir Grüße,
Doch viel zu rauh der Weg mir schien
Für dieses Mädchens Süße.

Ihr zarter Fuß, so nett und klein,
Sollt' seid'ne Schuhe tragen,
Und auch viel besser würd' es sein,
Sie säß' im gold'nen Wagen.

Schwanweiß durch ihr blondwallend Haar
Sieht man den Nacken blinken;
Ihr leuchtend Sternenaugenpaar
Erhöb' ein Schiff im Sinken.

Mariechen süß, Mariechen klein,
Marie ist klug und bescheiden;
Marie ist hold, Marie ist fein,
Marie ist schön zum Beneiden!

3.

Die Mädchen.

Chor.

Grün werden nun die Binsen, o!
Grün werden nun die Binsen, o!
Die schönste Zeit, die ich gelebt,
Verlebt' ich mit den Mädchen, o!

Der Kummer macht das Leben schwer,
Ihm ist nicht zu entrinnen, o!
Und gäb' es keine Mädchen mehr,
Was wollten wir beginnen, o!

Der Geizhals, der nach Reichthum läuft,
Sieht keine Blumen sprießen, o!
Und was er auch zusammenhäuft,
Er kann es nicht genießen, o!

Ich will ein Lieb beim Tagesschluß,
Und statt mit Geld zu geizen, o!
Wie schwelg' ich da im Ueberfluß
Von allen ihren Reizen, o!

Mich sieht manch Weiser an mit Hohn,
Der doch ein Thor geblieben, o!
Denn pflegte nicht Freund Salomon
Die Mädchen schon zu lieben, o!

Als Lehrlingsarbeit gab den Mann
Die Schöpfung aus den Händen, o!
Um als ihr Meisterstück sodann
Die Mädchen zu vollenden, o!

Grün werden nun die Binsen, o!
Grün werden nun die Binsen, o!
Die schönste Zeit, die ich gelebt,
Verlebt' ich mit den Mädchen, o!

4.

Ihr schmucken Burschen am Gallawasser.

Chor.

Ihr schmucken Burschen am Gallawasser,
Ihr schmucken Burschen am Gallawasser,
Ich schürze mein Röckchen wohl über dem Knie
Und geh' mit dem Liebsten mitten durch's Wasser.

„Das Gesicht meines Liebchens ist frisch und gesund
Die Stirne so rein, die Blauaugen so wonnig,
Die Zähne milchweiß und zum Küssen ihr Mund,
Und ich bin die Biene und nasche den Honig."

„„Und sind wir erst drüben am Ufer, so zieh'n
Wir über das Moor und die blühende Haide;
Mein Röckchen, das schürz' ich wohl über den Knie'n,
Bei dir thut das Wasser wohl nichts mir zu Leide.""

Durch's Ginstergebüsch an dem Uferrand,
Durch's Ginstergebüsch gieng die Holde entschlossen;
O weh! da verlor sie ein seidenes Band,
Worüber sie später viel Thränen vergossen.

Ihr schmucken Burschen am Gallawasser,
Ihr schmucken Burschen am Gallawasser,
Ich schürze mein Röckchen wohl über dem Knie
Und geh' mit dem Liebsten mitten durch's Wasser.

5.

Am Afton.

Ström' sanft, holder Afton! durch's grünende Ried,
Ström' leise, zum Preise sing' ich dir ein Lied;
Maria, sie schlummert am blühenden Saum,
Ström' sanft, holder Afton! nicht stör' ihren Traum!

Wildtauben, die zärtlich im Waldthal ihr girrt,
Goldamseln, die singend im Dornbusch ihr schwirrt,
Grünbuschiger Kibitz, was schreist du so rauh?
Weckt nicht mir mein schlummerndes Lieb' auf der Au!

Wie ragen dort, Afton, so stolz deine Höh'n!
Weitschimmernde Bäche, wie seid ihr so schön!
Da zieh' ich um Mittag durch's grüne Revier,
Der Lieblichen Haus und die Lämmer vor mir.

Wie schön ist dein Thalgrund, wie lieblich das Kleid
Wildblühender Primeln auf buschiger Haid!
Wie wiegen die Birken sich duftend im Wind,
Wenn ich und Mariechen am Abend dort sind!

Doch wogt dein Krystallstrom, wie schön er sonst sei,
Am schönsten dem Hüttchen Mariens vorbei;
Wie schmeichelnd umkost er den schneeigen Fuß,
Wenn, Blumen zu pflücken, sie nahet dem Fluß!

Ström' sanft, holder Afton, durch's grünen
Ström' leise, zum Preise ertönt dir mein
Maria, sie schlummert am blühenden Saum
Ström' sanft, holder Afton, stör' nicht ihre

6.

Montgomery Gretchen.

Würd' jenes Moor mein Lager sein,
Läg' ich im Plaid auf wilder Haide,
Mir wäre wohl, wärst du nur mein,
O Gretchen, meine Freude!

Wenn um die Höh'n der Sturmwind s
Läg' rings das Land im Winterkleide:
Sucht' ich ein Thal und schirmte dich,
O Gretchen, meine Freude!

Gehorchten Land und Leute mir,
Wär' ich ein Fürst in Gold und Seide
Wie gerne theilt' ich da mit dir,
O Gretchen, meine Freude!

7.

Sie sagt, daß ihre Liebe mein.

In blonden Locken wallt ihr Haar,
Doch dunkel ist der Augen Brau';
Aus ihrem Schatten strahlt ein Paar
Der schönsten Augen, süß und blau.
Mit ihrem holden Lächeln hebt

Sie schnell des Armen Leid und Noth;
Der aber hat genug gelebt,
Dem sich ihr Mund zum Kusse bot.
So hat ihr Antlitz mich entzückt,
Als ich sie wandeln sah im Hain;
Doch, was mein Lieb am meisten schmückt:
Sie sagt, daß ihre Liebe mein.

Ihr Gang ist Wohllaut, und was gar
Ihr kleiner Fuß an Reiz verräth,
Zög' einen Heiligen fürwahr
Vom Himmel weg, der offen steht.
So wonnig wie ein Frühlingsgruß,
So liebestrahlend wandelt sie,
Daß die Natur gestehen muß,
Ein größer Wunder schuf sie nie.
Mit Liebe wird von ihr bestrickt
Ein jedes Herz und wär's von Stein;
Doch, was mein Lieb am meisten schmückt:
Sie ságt, daß ihre Liebe mein.

Ich mag die lauten Städte nicht
Und nicht den hellen Sonnenstrahl
Ich lobe mir des Mondes Licht
In einem stillen Hochlandsthal;
Da gießt er seinen Silberschaum
Rings auf der Wälder grüne Pracht,
Die Drossel singt, als wie im Traum,
Das letzte süße Lied der Nacht. —
Dann geht mein Lieb entlang die Flur,
Entlang den Bach zum duft'gen Hain;
Dort lauscht sie selig meinem Schwur
Und sagt, daß ihre Liebe mein.

8.

Jessy.

(Burns letztes Lied.)

Chor.

Auf das Wohl der lieblichsten M
Auf das Wohl der lieblichsten Ma
Du bist süß, wie Lächeln der Lieb
Und sanft, wie ihr Trennungsleid,
Jessy! —

Und kannst du die Meine nie sein,
Erfleh' ich vom Glück nur die Huld,
Mich sterben zu lassen aus Pein
Der Sehnsucht, an der du schuld, —
Jessy!

Den Tag mag ich nicht, der nur Harm
Und trostlos Erwachen mir bringt;
Ich liebe die Nacht, wenn dein Arm
Im Traum meinen Hals umschlingt, —
Jessy!

Dein Lächeln, das liebliche, zeigt,
Die Gluth, die im Auge dir brennt,
Mir doch, was die Lippe verschweigt,
Da ewig das Loos uns trennt, —
Jessy!

Auf das Wohl der lieblichsten Ma
Auf das Wohl der lieblichsten Ma
Du bist süß, wie Lächeln der Lieb
Und sanft, wie ihr Trennungsleid,
Jessy! —

9.

John Anderson.

John Anderson, mein Lieb, John,
Als wir ein junges Paar,
War deine Brau' so buschig,
So rabenschwarz dein Haar.
Nun ist die Braue licht, John,
Auf deinem Scheitel blieb
Nur Schnee; doch Gottes Segen dir
John Anderson, mein Lieb!

John Anderson, mein Lieb, John,
Bergan stiegst du mit mir,
Und manchen frohen Tag, John,
Hab' ich verlebt mit dir.
Nun wanken wir bergab, John,
Gib mir die Hand, o gib!
Daß drunten wir zusammen ruh'n,
John Anderson, mein Lieb!

10.

O wär' mein Lieb ein Fliederbusch.

O wär' mein Lieb ein Fliederbusch
In lenzdurchwehter Blüthenpracht,
Und flög' ich, als ein Vöglein, husch,
Zu ruh'n in seiner Blätternacht!

Wie trauert' ich, würd' ich ihn bleich
Und welk im Herbst und Winter seh'n,
Wie säng' ich, säh' ich blüthenreich
Ihn wiederum im Mai ersteh'n!

O wär' mein Lieb die rothe Ros',
Die keck empor am Schloßwall klimmt,
Und würde mir des Tropfens Loos,
Der im bethauten Kelche schwimmt!

In ihrer Schönheit lustentflammt
Durchschwelgt' ich dann die ganze Nacht,
Geschmiegt an ihrer Blätter Sammt;
Und stürbe, wenn der Tag erwacht.

11.

Zwei schöne Augen.

Gieng gestern einen schlimmen Gang,
Auf den ich heut' noch bebend schau';
Es machten mir zum Sterben bang
Zwei schöne Augen, lieb und blau.
's war nicht ihr Haar goldlockenreich,
Ihr Mund nicht, eine Ros' im Thau,
Auch nicht ihr Busen liliengleich,
Zwei Augen waren's, lieb und blau.

Sie lachte, sprach . . . hin war mein Herz —
Wie so? ich weiß es nicht genau;
Mich trafen wie ein schneidend Erz
Zwei schöne Augen, lieb und blau.
Nun laßt mich fleh'n um ihre Huld;
Doch o! begegnet sie mir rauh,
Dann sind an meinem Tode schuld
Zwei schöne Augen, lieb und blau.

12.

Schön-Marie.

So holt mir einen Weinkrug doch,
Laßt mich den Silberbecher schwingen!
Ich will vor meinem Abschied noch
Der allerschönsten Maid ihn bringen.
Der Sturmwind dehnt die Segel straff
Und tobt, indeß ich hier verzieh';
Das Schiff wiegt fertig sich im Haff —
Und scheiden muß ich nun, Marie!

Fernher zum Kampfe tönt das Horn
Und bunte Fahnen seh' ich flattern;
Die Heere fassen sich im Zorn,
Die Trommel ruft und Schüsse knattern;
Doch nicht der Sturm und nicht die See,
Auch nicht die Schlacht ist's, die ich flieh';
Das Einzige nur thut mir weh:
Daß ich dich lassen muß, Marie!

13.

Der Abschied.

Die Schlacht ist aus, die Hoffnung schwand,
Geschlagen ist das Heer;
Lebt wohl, mein Lieb, mein Vaterland!
Nun muß ich über's Meer,
Mein Lieb!
Nun muß ich über's Meer.

Schon Mancher kam vom Kampf zurück
Und Mancher von der See;
Ich aber weiß, daß ich mein Glück,

Daß ich dich nimmer seh',
Mein Lieb!
Daß ich dich nimmer seh'.

Und weicht die Sonn' dem Abendstern
Und naht die Dämm'rung sacht,
Muß ich um dich, die mir so fern,
Durchweinen bang die Nacht,
Mein Lieb!
Durchweinen bang die Nacht.

14.

Die Maid von Inverneß.

Der holden Maid von Inverneß
Entflohen Lust und Freude sind;
Sie seufzt den ganzen Tag, indeß
Die Augen fast vom Weinen blind:
„Drumossie-Moor, Drumossie-Tag!
Schrill krächzt ob euch der Rabenschrei;
Ihr raubtet mir auf einen Schlag
Den Vater und der Brüder drei!

Der blutige Grund wob um ihr Grab
Ein Leintuch, das nun lenzgrün prangt;
Bei ihnen schläft der liebste Knab',
Nach dem ein Mädchen je verlangt.
Weh dir, Tyrann, der das verübt!
Weh über dich, du blutiger Mann:
Manch' Herz hast du zu Tod betrübt,
Das nie dem deinen weh gethan!"

15.

Hochlands-Marie.

Um Schloß Montgomery sollen Hald'
Und Ufer üppig sprießen,
Durch duft'ge Au'n und grünen Wald
Die klaren Wellen fließen!
Der Sommer reife sein Getreid'
Zuerst und weil' am längsten,
Wo ich von meiner Hochlandsmaid
Den Abschied nahm, den bängsten!

Die schlanke Birke stand im Blust,
Hagrosen überhiengen
Den trauten Ort, wo Brust an Brust
Wir selig uns umfiengen.
Auf Engelsschwingen schien die Zeit,
Die gold'ne zu entschweben,
Denn lieb war mir die Hochlandsmaid,
So lieb wie Licht und Leben.

Und als wir schieden, welch' ein Fleh'n,
Welch' Küssen, Herzen, Trösten,
Bis wir auf freudig Wiederseh'n
Die Arme zögernd lösten!
Da kam der Tod, in kaltem Neid
Die Hand nach ihr zu strecken;
Nun grünt das Grab der Hochlandsmaid,
Doch kann kein Lenz sie wecken.

O, bleich ist nun die Lippe roth,
Die ich geküßt so innig,
Die Augen sind entseelt und todt,
Die mich bestrahlt so minnig;

Das Herz, mir treu in Lust und Leid,
Muß modern und verderben;
Doch nie laß ich die Hochlandsmaid
In meinem Herzen sterben.

16.

An Marie im Himmel.

Du später Stern, deß matter Strahl
Das Morgenroth zu grüßen pflegt,
Den Tag bescheinst du noch ein Mal,
Da sich Marie in's Grab gelegt!
O Seele meiner theuren Maid,
Wo ziehst du jetzt die lichte Bahn?
Siehst du auf des Geliebten Leid
Und hörst du seine Klagen an?

Vergessen werd' ich nimmermehr,
Wie wir die Herzen ausgetauscht
In jenem Hain, durch den der Ayr
In ungebund'ner Freiheit rauscht.
Nicht Ewigkeit löscht aus die Lust
Von jenem letzten, schönsten Tag,
Als willenlos an meiner Brust,
Die Blüthe deines Leibes lag.

An's Ufer brandete der Born,
Den grüne Waldnacht überhieng,
Es sahen Birk' und Hagedorn
Uns zu, als dich mein Arm umfieng;
Sein blumig Bett der Rasen bot,
Die Vögel zwitscherten so froh; . . .
Als, ach, zu früh! das Abendroth
Uns mahnte, daß der Tag entfloh.

Sowie ein Strom im Bette schwillt,
Weckt der Erinn'rung Lust und Pein
In mir ein Sehnen, nie gestillt
Und wühlt sich immer tiefer ein.
O Seele meiner theuren Maid!
Wo ziehst du jetzt die lichte Bahn?
Siehst du auf des Geliebten Leid
Und hörst du seine Klagen an?

17.

O, wenn um dich auf kahler Haid.

O, wenn um dich auf kahler Haid
Der Sturmwind strich, der Sturmwind strich,
Vor seiner Wuth mit meinem Kleid
Beschirmt' ich dich, beschirmt' ich dich!
Und drohte Unheil allerwärts
Dich zu umfah'n, dich zu umfah'n,
Als Zuflucht wär' mein treues Herz
Dir aufgethan, dir aufgethan.

Und irrt' ich auch in Wüstenei'n,
Verzweifelnd schier, verzweifelnd schier,
Die Oede würd' ein Eden sein,
Wärst du bei mir, wärst du bei mir!
Und wär' ich Fürst, fiel' auf Befehl
Die Welt mir zu, die Welt mir zu,
Mein allerschönstes Kronjuwel,
Das wärst doch du, das wärst doch du!

18.

Lebewohl an die Heimat.

Schnell bricht herein die finst're Nacht,
Laut rast der Sturm, der Hochwald kracht;
Schwarz, niedrig ob den Eb'nen ziehn
Die regenschweren Wolken hin.
Nun kehrt der Jäger heim vom Moor,
Das Rebhuhn findet Schutz im Rohr;
Ich aber schweife sorgenschwer
Entlang den schönen Strand des Ayr.

Der Herbst beweint die reife Saat,
Auf die der Winter herrisch trat;
An seinem Himmel, sonst so klar
Ballt nun der Sturm die Wolkenschaar —
In meiner Brust gerinnt das Blut,
Gedenk' ich der empörten Fluth,
Und daß ich zieh'n muß über Meer,
Fern von dem schönen Strand des Ayr.

Zwar, ob die Brandung tobt und brüllt
Und diesen Strand in Schrecken hüllt,
Dem Tod in's Auge furchtlos schaut,
Wer mit der Noth, wie ich, vertraut;
Doch wird manch Herzensband gelöst,
Manch alte Wunde, jäh entblößt,
Bricht klaffend auf und blutet sehr,
Scheid' ich vom schönen Strand des Ayr.

Lebt wohl, Alt-Coïlas Berg' und Flüh'n,
Du Haide, Moor und Ginstergrün,
Die ihr von meinem bittern Leid,
Um todte Liebe Zeugen seid!

Lebt wohl, ihr Freund' und Feinde mein!
Dort biet' ich Liebe, hier Verzeih'n!
Mein Herz — doch Thränen sagen mehr —
Leb' wohl, du schöner Strand des Ayr!

Walter Scott.

1.

Die Maid von Isla.

O Maid von Isla, hoch vom Strand
Siehst du das Meer sich nachtschwarz thürmen?
Und dort das Schiff, das muthig Stand
Der Brandung hält und trotzt den Stürmen?
Jetzt spritzt die Fluth ihm auf's Verdeck,
Jetzt himmelhoch fliegt es im Nu;
Wofür kämpft dieses Schiff so keck? —
O Maid, es strebt der Heimat zu.

Siehst, Mädchen, du die Möve dort
Im Gischt die weißen Schwingen wiegen,
Bemüht, dem sichern Felsenport
Des fernen Ufers zuzufliegen?
Was gibt der Bangen diesen Muth,
Zu flattern ohne Rast und Ruh',
Was treibt sie so durch Sturm und Fluth? —
O Maid, sie strebt der Heimat zu.

Doch, wie auf's Schiff der Sturmwind jetzt,
So siehst du höhnisch auf mein Werben,
Rauh, wie der Fels, von dem zerfetzt
Die Möve rückprallt in's Verderben.

Sei noch so hart, ich laß nicht ab,
Dich anzufleh'n; doch öffnest du
Mir nicht dein Herz, dann schließt de
Sich über mir als Heimat zu.

2.

Jock von Hazeldean.

„Was lehnst du Maid am Söller h
Mit Augen roth, verweint? —
Wird als Gemahl doch morgen dir
Mein jüngster Sohn vereint.
So laß den Trotz und werde froh
Des Glücks, das dir verlieh'n!" —
Doch ihre Thränen strömten,
Um Jock von Hazeldean.

„O Maid, dein Zürnen legt sich schon
Mein Wunsch sei dir Befehl!
Mein Sohn ist Herr von Errington
Und Laird von Langley-Dale,
Er, dessen Schwert noch Jeder floh,
Wenn er zum Kampf erschien! —"
Doch ihre Thränen strömten,
Um Jock von Hazeldean.

„Prachtbänder geb' ich dir genug,
D'rin fange dein Goldhaar ein;
Ein flüchtiger Falke, kühn zum Flug
Und ein milchweiß Roß sei dein!
Als Jägerfürstin sollst du so
Den Forst mit uns durchzieh'n! —
Doch ihre Thränen strömten,
Um Jock von Hazeldean.

Im Dome längst in Chor und Gang
Von Gold und Kerzen flammt's;
Die Frau'n und Ritter warten lang,
Der Priester harrt des Amts.
Man sucht die Braut in Angst und Schreck, —
Doch über die Grenze flieh'n
Die Maid und ihr Entführer keck,
Ihr Jock von Hazeldean.

Thomas Campbell.

Des Soldaten Traum.

Zur Waffenruh wurde geblasen; — die Wacht
Bezogen nun Sterne und lösten sich ab,
Und Tausenden wurde das Feld über Nacht,
Den Müden ein Bett und den Wunden ein Grab.

Doch mich, der ich sank auf ein Bündel von Stroh,
Nachdem ich wolfscheuchendes Feuer geschürt,
Drei Mal hat ein Traum, eh' das Dunkel entfloh,
Mich lockend hinweg von dem Schlachtfeld geführt.

Fern zog ich auf einsamem Pfade dahin
Durch Au'n, die ich oft schon als Knabe geschaut;
Ein freundlich Gehöft, das die Herbstsonn' umschien,
Begrüßte der Sitz meiner Väter mich traut.

Mich grüßte der Saaten reich wogendes Meer,
Bekannte Gefilde und heimischer Klang;
Bergziegen, sie hüpften laut mäckernd daher,
Und um mich ertönte der Schnitter Gesang.

D'rauf ſtießen wir an mit dem Weinglas; ich ſchwor:
„Ihr Freunde der Heimat, weint nicht mehr, ich bleib'!"
Rings ſprangen an mir meine Buben empor,
Und ſchluchzend umſchlang mich mein liebendes Weib.

„Wie biſt du verändert! Komm, ruhe dich aus!"
Der ſchlachtmüde Krieger, wie blieb' er ſo gern! —
Da wecken mich Trommeln und Kugelgeſaus . . .
Die Stimme des Traumes erſtarb in der Fern'.

John Milton.

An die Nachtigall.

(Sonett.)

O Nachtigall, wenn über'm Wald verglommen
Das Abendroth, dann hält, was du geſungen
Des Jünglings Herz in Frühlingsdämmerungen
Wie Ahnung künft'ger Liebe eingenommen.

Doch über den ſoll all ihr Segen kommen,
Dem dein melodiſch Abendlied erklungen;
Eh' ihm an's Ohr ein Kukuksruf gedrungen;
Ich leider hab' dich ſtets zu ſpät vernommen.

Und ward dir wirklich ſolche Macht geſpendet,
Komm, eh' der Kukuk mich verdammt, zu leiden;
Komm, ſing mir jetzt, denn meine Jugend endet!

Was wagſt du's nur, ſo unhold mich zu meiden?
Ob Eros dich, ob dich die Muſe ſendet,
Steh' ich nicht auf vertrautem Fuß mit beiden?

Lord Byron.

Aus den „Hebrew Melodies".

1.

In Schönheit wallt sie.

In Schönheit wallt sie; — wie die Pracht
Der Sterne durch das Dunkel bricht,
So mischt zu unnennbarer Macht
Bei ihr sich Dämmerung und Licht;
Doch nein! die allerschönste Nacht
Entfaltet solchen Zauber nicht.

Ein Licht, ein Schatten mehr — und gleich
Wär' hin die Anmuth, die hier thront,
Die Lockenfluth schien' nicht so reich,
Dies Antlitz nicht so gramverschont,
Die Nacht der Wimpern nicht so weich,
Darin das Licht der Seele wohnt.

Sie ist so sanft, beredt, gewählt;
Komm, sieh' die Wang', die Stirne rein!
Die Unschuld, die sie so beseelt,
Kann nicht von dieser Erde sein. —
Komm, sieh! und was dich immer quält,
Hier kehrt der Frieden bei dir ein!

2.

Ich sah dich weinen.

Ich sah dich weinen; — Thränen hell
Entquollen deines Auges Blau,
Sowie an klarem Wiesenquell
Von Veilchen perlt der Morgenthau.

Ich sah dich lächeln — und bei'm
Der Augen schwand des Saphi
Und Huld und Leben strahlten ga
Verklärend um dein Angesicht.

Sowie der Sonne lichte Pracht,
Wenn Abends sie hinabgetaucht
Bei schon hereingebroch'ner Nacht
Noch Wolken rosig überhaucht:
So scheucht dein Lächeln jede Pei
Die je ein Herz umnachtet hält,
Gleichwie der sanfte Widerschein
Des Lichtes einer andern Welt.

3.

O! weint um sie.

Beweint sie, die geweint an Euphr
Oed ist ihr Tempel und ihr Land ei
Zerschellt, entseelt ist Judas Harfen
Den Heiden ward die Stadt, die Go

Wo wascht die Süße Juda, wund v
Wann rauscht um Zion gottgeweiht
Wann auf den Melodie'n der Harfe
Der Psalm zu Herzen, die er einst d

Du Stamm von Pilgern, müd und
Wann nimmt die Ruh dich auf in i
Die Wildtaub' hat ihr Nest, der Su
Der Mensch die Heimat, Juda nur

4.

Wir ließen die Thränen rinnen.

Wir ließen die Thränen rinnen
In die Wasser bei Babylon
Und dachten, wie Salems Zinnen
Uns're Schlächter erstiegen mit Hohn,
Wie unsere Töchter von hinnen,
Eine irrende Herde, gefloh'n.

Als wir sah'n in des Stromes Schimmer,
Der frei hin die Fluthen führt,
Da hieß man uns singen; doch nimmer
Der Triumph unserm Feinde grbührt; —
Dem welke die Rechte für immer,
Der die schweigende Harfe berührt!

Die Harfen hangen an Weiden;
Seit die Tempel von Salem befleckt
Sind sie Zeugen von unsern Leiden;
Doch dem Feind, der mit Schmach uns bedeckt,
Nie sei zum Entzücken der Heiden
Ihr schlummernder Wohllaut geweckt.

5.

Sanheribs Untergang.

Es fielen die Assyrer gleich Wölfen in das Reich
Mit strahlenden Cohorten, an Gold und Purpur reich,
Es funkelten die Panzer, es blitzte Speer an Speer,
Wie Sterne Nachts sich spiegeln in Galiläas Meer.

Zahllos, wie Waldesblätter, darin der Lenzwind rauscht,
So flatterten am Abend die Banner stolz gebauscht;
Doch wie der rauhe Herbstwind zerstreut das gelbe Laub,
So lag das Heer am Morgen geknickt und fahl im Staub.

Der Todesengel senkte hernieder seinen Flug;
Und, die kein Feind bezwungen, nicht Schwert, noch Lanze schlug,
Die Schläfer überhauchte der Todesengel leis —.
Da floh der Lebensathem, das Blut gefror zu Eis.

Die Nüstern weit geöffnet liegt todt das stolze Roß,
Und um entseelte Führer liegt der entseelte Troß;
Wie über Nacht die Meerfluth die Ufer überschwillt,
Kam das Verderben lautlos und hat ihr Loos erfüllt.

Die Legionen faulen, wie Saaten welk vom Frost,
Der Thau fällt auf die Leichen, am Panzer frißt der Rost,
Um leere Zelte hangen die Fahnen schlaff herum,
Die Speere liegen müßig und die Trommeten stumm.

Laut klagen nur die Wittwen von Assur Tag und Nacht;
Die Götzen Baals, sie sinken und seiner Tempel Pracht. —
Stets, wenn auch wider Heiden kein Schwert uns Sieg verlieh,
Stets ist der Arm Jehovas gekommen über sie.

6.

Maid Athens.

(Ζώη μοῦ, σάς ἀγαπῶ.)

Gib beim Scheiden, attisch Lieb!
Gib mein Herz zurück, o gib!
Oder, da 's doch einmal dein,
Nimm dazu mein ganzes Sein;
Hör' mich, eh' ich dir entfloh:
Ζώη μοῦ, σάς ἀγαπῶ.

Bei dem Haar, das Aegeus' West
Schmeichelnd löst und wallen läßt,
Bei der Wimper dunkelm Hang,
Küssend deine Blüthenwang',
Bei'm Gazellenauge, o!
Ζώη μοῦ, σάς ἀγαπῶ.

Bei dem kußgeschwellten Mund,
Bei des Gürtels schlankem Rund,
Bei der Blumen Deutung, zart,
Wie kein Wort sie offenbart,
Bei der Liebe bang und froh:
Ζώη μοῦ, σάς ἀγαπῶ.

Maid Athens! bist du allein,
Süße! dann gedenke mein,
Bleibt doch, hält mich auch Byzanz,
In Athen die Seele ganz;
Könnt' ich je dich lassen? o,
Ζώη μοῦ, σάς ἀγαπῶ!

7.

Trinklied.

Füllt wieder den Becher! noch nie hat wie heut'
Dies flüssige Feuer das Herz mir erfreut.
Auf, trinket! – wer trinkt nicht? – es thut nur der Mund
Weinduftender Becher die Wahrheit uns kund.

Das Leben genoß ich mit hastiger Gier,
Mild ruhten die sonnigsten Augen auf mir;
Ich liebte! – wer liebt nicht? – doch Wonne kaum fühlt
Das Herz, d'rin die lodernde Leidenschaft wühlt.

Ich hatt' in der Jugend die Seele voll Mai;
Im Wahn, daß das Band ein unsterbliches sei,
Auch Freunde — wer hat nicht? — doch du bist allein
Ein Freund, der mir treu blieb, du rosiger Wein!

Ein And'rer das Herz der Geliebten besticht,
Die Freundschaft geht unter, du änderst dich nicht;
Alt wirst du — wer wird's nicht? — doch wer nimmt, wie du,
Mit Jahren an Werth nur und Tugenden zu?

Wir werden, was uns die Geliebte auch beut,
Sobald ihres Reizes ein And'rer sich freut,
Voll Mißgunst — wer wird's nicht? — beglückender find'
Ich dich nur, je mehr der Genießenden sind.

Und welkt einst der Lenz und das Jugendgefühl,
Uns bleibt bei'm Pokal doch ein letztes Asyl;
Wir finden — wer fand's nicht? — das köstliche Gut
Der Weisheit in seiner beseelenden Fluth.

Als einst aus der Büchse Pandoras ein Flug
Von Uebeln entstieg und den Frohsinn erschlug,
Blieb Hoffnung — wer hofft nicht? — doch braucht solchen Trost
Der Glückliche nicht, der den Becher liebkost.

Lang lebe der Wein! — da der Sommer nicht währt,
Vom Alter des Nektars sei unsers verklärt.
Wir sterben — wer stirbt nicht? Gott gnad' uns gesammt
Und willig im Himmel üb' Hebe ihr Amt!

Thomas Moore.

1.

When 'midst the gay.

Strahlt unter Scherz und Lust
Mir deines Lächelns Licht,
Wie sehr ich deiner Treu bewußt,
Mein eigen scheint's mir nicht.
Doch immer fühlt' ich tief,
Wenn beide wir allein,
So oft dein Auge überlief,
Daß all' sein Weinen mein.
D'rum gib, wenn sich gesellt
Ein froher Kreis zu dir,
Dein Lächeln gib der ganzen Welt,
Dein Weinen laß nur mir!

Des Jura schneeig Joch
Wohl auch zu lächeln pflegt,
So lang der Winterfrost es noch
In starre Fesseln legt;
Doch löst, wenn strahlenhell
Die Sonne fällt darauf,
Sich all' sein eisig Lächeln schnell
In warme Thränen auf.
D'rum gib, wenn sich gesellt
Ein froher Kreis zu dir,
Dein Lächeln gib der ganzen Welt,
Dein Weinen laß nur mir!

2.

Die Harfe von Tara.

(The harp that once throught Tara's halls.)

Die Harfe, die einst Taras Hall'
Beseelt mit ihrem Ton,
Hängt an der Mauer ohne Schall,
Als wär' ihr Geist entfloh'n, —
So schläft, was einst die Seele hob;
Der Stolz der Vorzeit schied;
Kein Herz schlägt mehr für Frauenlob,
Für Ruhm und Heldenlied.

Für Helden nicht und Frauen klingt,
Doch klagt die Harfe bang
Des Nachts, wenn eine Saite springt,
Um Taras Untergang. —
So scheint auch Irlands Freiheit todt;
Nur wenn ein Herz erbebt,
Aufschreit und bricht in Zorn und Noth:
Ahnt man, daß sie noch lebt. —

3.

Friede mit dir!

Heil dir, wo du auch weilen magst,
Sei's einem Sommertag im Schooß,
Und was du kaum zu wünschen wagst,
Gewähre dir ein lächelnd Loos!
Doch nah'n dir Sorgen, mag der Thau
Der Thräne sanft dein Aug' befeuchten,
Lenzregen gleich, der auf die Au
Nur klarer heißt die Sonne leuchten!

Daß ja die Zeit, die manche Lust
Umschattet und zum Tode führt,
Kein Blatt an deines Lebens Blust
Zerknittert, wenn sie dich berührt!
Und von der Welt, die Sonnenschein
Und Dunkel wechselweis' uns spendet,
Sei deinem schönen Aug' allein
Die Sonnenseite zugewendet!

Thomas Hood.

1.

Von einer Verlassenen (mit einer Locke.)

Die Todten liegen regungslos,
Und auf die Gräber thaut es klar,
Und wer am Leben blieb, beweint
Die Asche, die einst Liebe war.

Einst weint' ich um die Todten bloß,
Nun brechen Lebende mein Herz;
Hast du mich nur aus Leid erlöst,
Damit ich untergieng im Schmerz?

O, meine Mutter schläft so tief,
Seit ihren Sarg das Grab umfieng!
Einst wünscht' ich: säh' sie uns're Lieb! —
Nun freut's mich, daß sie schlafen gieng.

Weißt du auch, daß in einer Nacht
Ergraut die Rabenlocken mir?
Einst hast du, glaub' ich, sie geliebt —
Verwandelt sind sie jetzt gleich dir!

Statt jener Locke, nutzlos nun,
Die ich dir lächelnd einst gereicht,
Nimm diese, ausgerauft im Schmerz,
Von Gram und Sorge früh gebleicht!

2.

Der Verbannte.

Die Schwalb' und der Sommer
Zieh'n heim über See;
Dem Wind, der dir zueilt,
Erzähl' ich mein Weh;
Dem Schiff, das er anhaucht,
Den Hafen gibst du —
Mir aber schloß England
Auf immer sich zu.

Es weinen wohl Viele,
Doch Einer weint hier,
Der fern von der Heimat,
Mein Lieb, und von dir!
Keins weiß um das And're,
Wir wissen nicht mehr,
Ist, was uns getrennt hält,
Der Tod, ist's das Meer.

Und ballt dann ein weißes
Gewölk sich um mich,
Dann denk' ich der Heimat,
Dann denk' ich an dich;
Doch seh' ich's gen Himmel
Aufzieh'n und verweh'n,
Dann fürcht' ich, hienieden
Dich nicht mehr zu seh'n.

3.

Dich hab' ich lieb.

Dich hab' ich lieb, dich hab' ich lieb!
Ist Alles, was ich weiß;
Durch meine Träume Tag und Nacht
Tönt dieses Echo leis;
Das ist der Segen des Gebets,
Mein Beten ist dein Preis;
Dich hab' ich lieb, dich hab' ich lieb,
Ist Alles, was ich weiß!

Dich hab' ich lieb, dich hab' ich lieb!
Nie von der Zunge wich
Dies süße Wort, das oft beseelt
Zu stolzen Liedern mich;
Was auch mein Aug' an Mädchen sieht,
Die schön und jugendlich:
Dich hab' ich lieb, dich hab' ich lieb,
Von Tausenden nur dich!

Dich hab' ich lieb, dich hab' ich lieb,
Dein Auge klar und groß
Und dieser Zauberlippen weich
Melodisches Gekos;
Doch mehr dein Herz, an Gegenlieb'
Ein überreicher Schooß!
Dich hab' ich lieb, dich hab' ich lieb,
Was immer sei dein Loos!

Alfred Tennyson.

Mit dem Strom.

Frag' mich nicht mehr! Ward je erwärmt die See
Vom bleichen Mond, hat je der Wolke Last
Den Fels erweicht, wie eng sie ihn umfaßt,
Und gab ich, Drängender! dir Antwort je?
Frag' mich nicht mehr!

Frag' mich nicht mehr! Du siehst, ich schweige still.
Zwar macht dein rothverweintes Aug' mir bang;
Nein Freund! ich will nicht deinen Untergang,
Doch frag' mich nicht, ob ich dein Leben will!
Frag' mich nicht mehr!

Frag' mich nicht mehr! Fest steht, was ich verfügt!
Lang kämpft' ich mit dem Strom — ich kann nic
So trage mich die Strömung denn zum Meer;
Still, Theurer! still, ein leiser Druck genügt. —
Frag' mich nicht mehr!

H. W. Longfellow.

1.
Pfeil und Lied.

Abschoß ich einen Pfeil; — er floh
Und fiel zur Erd', ich wußt' nicht wo,
Denn es vermochte mein Gesicht
Dem Flüchtigen zu folgen nicht.

Ein Lied verhaucht' ich — und es floh
Und fiel zur Erd', ich wußt nicht wo,
Denn wessen Aug' wär scharf genug,
Zu folgen des Gesanges Flug?

Lang d'rauf in einem Eichensproß
Fand ich mein unversehrt Geschoß,
Und eines Freundes Herz besaß
Noch ganz das Lied, das ich vergaß.

2.

Der Regentag.

Der Tag ist kalt und grau und traurig,
Der Regen fällt, der Wind weht schaurig;
Die Rebe hängt noch am zerbröckelnden Wall,
Doch bringt jeder Windstoß die Blätter zu Fall,
Und der Tag ist grau und traurig.

Mein Leben auch ist grau und traurig,
Der Regen fällt, der Wind weht schaurig;
Und hängt auch mein Geist an der Zeit, die zerfiel,
Das Hoffen der Jugend ward Winden zum Spiel,
Und die Tage wurden traurig.

Doch still, mein Herz! — der Sonne Schimmer
Lacht hinter dem Gewölk doch immer!
Dein Loos ist das Loos der gesammten Welt:
In jegliches Leben der Regen fällt
An Tagen, die grau und traurig.

3.

Mädchenthum.

O Mädchen, dessen anmuthreich
Mildleuchtend Aug' ein Schatten weich
Umflort, der Abenddämm'rung gleich!

Du, deren sonnig Haar sich mengt
Zur gold'nen Flechte dichtgedrängt,
Wie Quellen, die ein Strom empfängt,

Du stehst jetzt da mit zagem Fuß,
Wo sich der Bach vereint dem Fluß,
Das Kind zum Weibe werden muß.

Dein schüchtern Auge sieht, wie schnell
Daher hüpft jener munt're Quell
Zum vollen Flusse, breit und hell.

Tiefernst und still, vernehmbar kaum
Streift dieser schöne Strom den Saum; —
So gleitet hin ein weicher Traum.

Was zögerst du, wenn deinen Geist
Doch eine Engelschaar umkreist,
Die lockend dir ein Eden weist?

Siehst du wohl Schatten? — und ergreift
Dich Furcht, wie wenn um Tauben schweift
Ein Falk und sie sein Schatten streift?

Vernimmst du ferner Stimmen Schall,
Die wir nicht hören, die wir all'
Betäubt schon sind vom Wasserfall?

O, frommer Eltern gläubig Kind!
Leben hat Triebsand, Glück ist blind,
Sorgen und Alter nah'n geschwind!

Wie Wogen süßer Melodie'n,
So siehst du deine Tage zieh'n,
Den Juni nah'n, den Mai entflieh'n.

Kindheit, ein Zweig in Blüthenlast,
Lockt Lerch' und Nachtigall zur Rast,
Alter ist ein beschneiter Ast.

D'rum, wenn dir Herz und Wange glüht,
Pflück' Blumen, die, wenn sie verblüht,
Noch lieblich duften im Gemüth!

Trag' eine Lilie in der Hand!
Kein ehern Thor, kein stählern Band
Uebt solchem Zauber Widerstand.

Und brächt' auch Sorgen jede Stund',
O wahr' den Thau im Herzensgrund,
Dies Unschuldslächeln um den Mund!

Daß dieser Thau sich reich ergießt,
Wenn er in off'ne Wunden fließt,
Und sie, wie Schlaf die Augen, schließt.

Und wo ein Herz die Sonne mißt,
Dem lächle du, da, was du bist,
Auch nur ein Lächeln Gottes ist!

———

4.

Wiklafs Becher.

Wiklaf, ein König der Sachsen,
Gab, eh' der Tod ihn rief,
Den lustigen Mönchen von Crogland
Einen Becher weit und tief;

Damit, so oft sie ihn leerten
Bei'm frohen festlichen Mahl,
Sie stets des Gebers gedächten
Und für ihn beteten all'.

So saßen sie einst zur Weihnacht
Und ließen kreisen das Glas,
Und der rothe Wein in den Bärten
That funkeln wie Thau im Gras.

Sie tranken der Seele Wiklafs,
Sie tranken Christo, dem Hort,
Und jedem der zwölf Apostel,
Die verkündet sein heiliges Wort.

Sie tranken den Märt'rern und Heil'gen
Aus der Zeit des Wehs und der Nacht;
Und so oft sie den Becher geleeret,
Ward eines andern gedacht.

Und die Stimme des Lektors wie Summen
Von vielen Bienen erschien,
Als er las die Legende von Guthlar
Und Sanct Basils Homilien;

Bis die große Glocke des Klosters
Vom Kerker im Thurmesrund,
Guthlar und Bartholomäus,
Dumpf tönten zur Mitternachtsstund'.

Und es krachet der Klotz im Kamine
Und des Abtes Haupt sinkt tief,
Und es flattern und flackern die Flammen,
Doch der Abt auf ewig schlief.

Und noch mit den bleichen Händen
Er fest den Becher umschloß,
Indem, wie die Perle zerfließet,
Die fliehende Seele zerfloß.

Doch nicht vom Mahle ließen
Die lustigen Mönche umher;
Denn sie riefen: „Füllt hoch den Becher
Und trinkt einem Heiligen mehr!“

Bayard Taylor.

Ein Bild.

Manchmal erschau' ich im Traum der Nacht
Und im wachen Traum am Tag
Ein Bildniß, das mich erbeben macht,
Und das ich nicht scheuchen mag.

Es hängt auf ein stilles, kaltes Thal
Der Himmel bleifarb und schwer,
Der Wald ist entlaubt, die Höhen sind kahl,
Die Felder sind öd und leer.

Den grauen Novemberabend entlang
Pfeift Sturmwind und peitscht im Lauf
Den Forst, daß er klagt, als seufzte bang
Verzweifelnd die Schöpfung auf.

Doch unten im Thal ein Gehöfte klein
Mein suchendes Aug' erschaut,
Drin blinkt einer Lampe freundlicher Schein;
Die Hütte ist wohnlich und traut.

Und Menschen sind drinnen eingehaust,
Genügsam, in heiterer Lust,
Doch Einer irrt draußen vom Sturm umbraust,
Auf der Straße gefrorener Brust.

Er schreitet dahin so ernst und stumm,
Im Barte klirrt ihm das Eis;
Er schlägt sich den faltigen Mantel um,
Und doch pocht das Herz ihm heiß.

Aus der Hütte das Plaudern und Lachen hell
Tönt süß und verlockend um ihn,
Und vorbei am erleuchteten Fenster schnell
Die geschäftigen Schatten flieh'n.

Und sein eigen Herz ist ein reicher Schatz
Von Liebe, die Niemand will,
Ihm ward keine Heimat, ihm ward kein Platz
Am Herde, häuslich und still.

Und weinend sieht er nach Oben und hält
Die Hände gefaltet und klagt:
„So bleibt denn nur mir auf weiter Welt,
Die Liebe nur mir versagt!"

Von keiner Schwelle ein Licht ihm lacht,
Das die Seinen ihn finden ließ,
Kein Thor ist ihm offen, kein Herz in der Nacht,
Das freudig willkommen ihn hieß.

Und fürder irrt er durch's wint'rige Thal
So mutterseelenallein,
Und tiefer bricht auf die Straße zumal
Der Sturm und das Dunkel herein.

Ich aber muß seh'n, wie er weiter zieht
Durch Nacht und Sturmwind und Schnee,
Bis der Traum sich zertheilt und das Bildniß entflieht,
Und im Herzen mir schwindet das Weh.

Nach dem Ungarischen.

Das Mädchen von Debreczin.

„Du braunes Mädchen von Debreczin!
Deine Augen von dunklem Feuer glühn,
Dein Mündchen, blühend roth und klein,
Muß süßer noch als Honig sein!"

„„Und wenn meine Augen wie Feuer glühn,
Noch heißer glüht es im Herzen d'rin;
Und wenn mein Mund von Honig fließt,
Warum wird der Honig nicht weggeküßt?""

„Du braunes Mädchen von Debreczin!
Meine Pferde auf fetter Weide zieh'n,
Viele Leute sind mein und viel reiches Land;
Das Alles gäb' ich um deine Hand!"

„„Wohl habt ihr Land und Leute viel,
Und es freut mich, daß ich euch wohlgefiel,
Doch frei, wie der Wind über die Haide jagt,
Werd' nimmer ich eines Herren Magd!""

Und matt und müde im Sonnenbrand
Durchzieht eine Bande spielend das Land;
Die braune Maid von Debreczin
Schlägt funkelnden Blicks das Tamburin.

Auf dem Rücken trägt sie ihr jüngstes Kind,
Und über die Haide streicht der Wind.

Nach dem Italienischen.

Die Rose.

(Nach einem Volkslied.)

Ich pflanzte eine Rose, eine zarte,
Im Friedhof, als mein Liebster zog in's Weite;
Doch wenn er wiederkehrt, wie ich erwarte,
Führ' ich ihn auf die Stätte, die geweihte,

Und werd' ihm sagen: Sieh, wie blaß, wie leidend
Zum frühen Tod geneigt ist diese Rose!
So, süßes Leben! hast du, von mir scheidend,
Mich überlassen einem gleichen Loose;

Doch nun, da wiederum nach bangem Warten
Dein Arm mir Zuflucht ist vor allem Leide,
Pflanz' ich die Rose heim in ihren Garten,
Daß wir durch dich aufblühen alle beide.

Vincenzo di Filicaja.

An Italien.

Italia, du, der das Loos zu eigen
Unsel'ge Schönheit gab, d'raus dir entsprungen
Endloses Unheil nur, das dich gezwungen,
Die schmerz- und schmachbeschrieb'ne Stirn zu neigen,

O hätt'st du Kraft, statt Schönheit, daß zum Schweigen
Der Furcht verstummten jener Huldigungen,
Die sich von deinem Liebreiz wie bezwungen
Und doch dir feindlich bis zum Tode zeigen!

Nicht säh' ich von den Alpen dann aus Norden
Die Krieger strömen, sähe nicht versiegend
Den blutigen Po vom Durst der Frankenhorden;

Noch säh' ich dich, mit fremdem Eisen kriegend,
Vertrau'n auf Arme, die nicht dir geworden,
Um stets zu dienen, ob besiegt, ob siegend.

Vincenzo Monti.

Auf den Tod.
(Sulla morte.)

Wer bist du, Tod? — dein denkt mit Furchtgezitter,
Wem Schuld und Feigheit das Gemüth umspannen; —
Der Himmel, der allmächt'ge, rächend tritt er
Mit deinem Fuß den Nacken der Tyrannen.

Doch der Gebeugte, dem das Leben bitter,
Dem alle seine Hoffnungen zerrannen,
Ihm bist du ein ersehnt-willkommner Schnitter;
Er lächelt, wenn du mild ihn führst von dannen.

Der Krieger brennt, entgegen dir zu eilen,
Und trotzt im Kampfe deinen Schreckgewalten;
Der Weise steht gelassen deinen Pfeilen.

Wer bist du, Tod? — Ein Schatten nur, gehalten
Für gut, für bös', wie sich dein Bild jeweilen
Nach unserm eig'nen Innern mag gestalten.



Inhalt.

(Die mit * bezeichneten Stücke sind neu aufgenommen.)

Seite

Lieder von der Riviera.

Trinklieder.

Vaterländische Gedichte

Romanzen.

Ghaselen.

Sonette.

Aus einer Sammlung: „Metrische Gymnastik".

In antiker Form.

Penthesileia.

Ein Epos in zwölf Gesängen.

Aus dem Rhapsodiencyklus „Hannibal“.

Uebertragungen.

Zusatz. Das auf S. XV angeführte Gedicht von Brizeux steht auch in „Fünf Bücher französischer Lyrik“ S. 180 unter der Ueberschrift: „Entsagung“.

